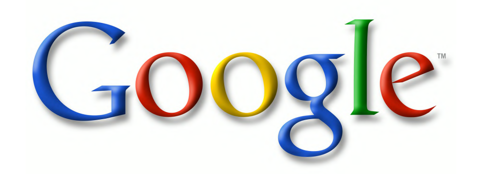




Koltermann
Goethe u. Napoleon

Cooper
Berlin
Jan. 1909

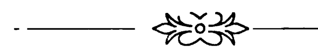
Buonaparte

Königliches

Gymnasium zu Schneidemühl

nebst Realschule (in Entwickelung)

Ostern 1905.



XXXVI. Jahresbericht.

Inhalt:

1. **Abhandlung des Oberlehrers S. Koltermann: Goethe und Napoleon. Eine kritische Studie.**
2. **Schulnachrichten vom Direktor.**



1905. Progr. Nr. 200.

Schneidemühl.
Druck von Gustav Eichstädt.
1905.

Teil I.

Charakter und Grundlagen des Goetheschen Napoleonskultus und die Schrift von Andreas Fischer.

Allgemein und wohl begründet ist heute die Klage über den Mangel an wirklich grossen und wertvollen Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung. Ganz vereinzelt nur Geister zweiten und dritten Ranges, viel gelobt und wenig gelesen, unermesslich gross die Zahl der Talente, die noch unter der Mittelmässigkeit stehen und doch die literarische Strömung beherrschen. Mit den trüben Fluten einer aus sumpfigen Niederungen emporsteigenden Massenproduktion werde, so klagt man, das deutsche Geistesleben überschwemmt, die Seele des deutschen Volkes verseucht. Die Berechtigung dieser Klagen soll hier nicht untersucht werden. Die Naturwissenschaften haben auf ihrem Siegeswagen schon längst ihren Einzug bei uns gehalten. Eine Fülle praktischer Aufgaben des wirtschaftlichen Lebens, der Politik, der Industrie und Technik hat im Volke der Dichter und Denker einen völligen Wandel aller altüberlieferten Anschauungen, eine ganz neue geistige Bewegung hervorgerufen und der produktiven Geisteskraft eine Richtung gegeben, von der wir heute noch nicht ermessen können, ob sie zu unseres Volkes Bestem allmählich die vorherrschende wird.

Wenn wir nun auch heute von einem Wiedererwachen wahrer dichterischer Zeugungskraft das Heil erhofften, wir können nicht mit bewusster Absicht Dichter erziehen. Aber wir können wohl unsern vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Dichtern ein Publikum erziehen, und wir können die Geisteskräfte unseres Volkes durch pädagogische Arbeit gleichmässig ausbilden. Der Zeitgeist unterliegt von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einem fortwährenden Wechsel, besonders in unserer Zeit, wo der Fortschritt mit Riesenschritten vorwärts stürmt. Wir haben aber, und das gilt besonders für die Lehrer der höheren Schulen, die unabweisbare Pflicht, dafür zu sorgen, dass bei allem Gewinn an neuen geistigen Gütern, bei aller Befriedigung darüber, dass wir es in der Industrie und Technik schon so herrlich weit gebracht, von unsern alten Kulturgütern und Bildungsschätzen nichts eingebüsst wird. Für diese literarisch-konservativen Bestrebungen ist das eindringliche Studium Goethes Kern und Mittelpunkt. An ihm vor allem gilt es, die Lehrer zu bilden, welchen der deutsche Unterricht in unseren höheren Schulen übertragen wird.[1])

Aber auch dann wird es sich wohl nicht erreichen lassen, dass ein tieferes Interesse für die in der Geistesgeschichte aller Zeiten und Völker einzigartige Erscheinung des Goetheschen Genius selbst unter den Gebildeten unseres Volkes allgemein würde. Es ist

---

[1]) Scherer „Aufsätze über Goethe". 1886. S. 10.

so gekommen, wie es unser Dichter vorausahnend gesagt hat:[1]) „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist im Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern für einzelne Menschen, die etwas ähnliches wollen und suchen und in ähnlicher Richtung begriffen sind, für betrachtende Naturen, die in die Tiefen der Welt und Menschheit zu dringen wünschen." Und so ist heute die Zahl der Gebildeten unseres Volkes nicht sehr gross, die sich um die eigentlichen Apostel des Goethekultus, die Goetheforscher unter den Germanisten der deutschen Hochschulen, geschart haben als um ihre Führer auf dem Wege zur Erkenntnis des vollen Gehalts von Goethes unvergleichlichem Leben und Streben. Scherer gehörte zu diesen bahnbrechenden Goetheforschern, den geistreichsten Interpreten Goethescher Werke, seiner Weltanschauung und Lebensphilosophie. Er hat den Begriff der Goethephilologie zuerst scharf formuliert und ihr einige streng methodisch geschulte Jünger erzogen. Auf die nachhaltigen Anregungen, die er in seinen Vorlesungen über Goethe zu voller Wirkung brachte, ist auch diese Arbeit zurückzuführen.

Ein Blick in Hoyers[2]) Uebersicht der Goetheliteratur belehrt einen jeden, wie unerschöpflich die Fülle der Kärrnerarbeit ist, die einer der grössten unter den bauenden Königen des Geistes bis zur Stunde hervorruft. Und Hoyer bringt nur eine Auslese des Wichtigsten, insoweit es allgemeineres Interesse hat, ohne in die Tiefen der eigentlichen Goetheforschung hineinzuführen. Was wird aber auf diesem Felde noch geschrieben werden! Wächst doch von Jahr zu Jahr seit Eröffnung des Goethe- und Schillerarchivs die Reihe der Publikationen, die bis dahin noch Unbekanntes ans Tageslicht fördern. In den „Schriften der Goethegesellschaft" und im „Goethe-Jahrbuch" besitzt die Forschung zwei Organe wissenschaftlicher Arbeit, welche im Herausgeben und Erklären aller neuen literarischen Funde, in textkritischen, analysierenden, sachlich erläuternden, den Gedanken- und Ideeengehalt in immer neue Beleuchtung rückenden Exkursen über das Altbekannte sich den altehrwürdigen Zeitschriften der germanistischen Forschung ebenbürtig anreihen. Und diese Goethephilologie, deren Hauptorgane die beiden genannten Zeitschriften sind, hat ihre tiefe Berechtigung und Bedeutung für die geistige Kultur unserer Zeit, für die Aufhellung und das Verstehen aller, auch der tiefsten und geheimsten Regungen in dem Menschheitsindividuum, „gleichsam eine Tiefseeexpedition in den Menschengeist als solchen. Jeder kleinste Schritt, um den wir diesen Menschen heller machen, ist ein Zeugnis mehr für das wachsende Lichtfeld, in das wir uns selbst tauchen".[3]) So beginnen wir erst jetzt allmählich zu dem vollen Verständnis Goethes vorzudringen, wir lernen ihn erst jetzt nach und nach begreifen. Und doch soll Goethes schier unermessliche Gedankensaat erst im zwanzigsten Jahrhundert vollauf in die Halme schiessen, wie Eugen Wolf in dem lichtvoll geschriebenen Abschnitt seiner Goethebiographie, „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert",

---

[1]) Geiger: „Johann P. Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens." Leipzig ohne Jahr. S. 234.

[2]) Hoyer „Zur Einführung in die Goetheliteratur." Gelsenkirchen 1904.

[3]) Bölsche „Goethe im zwanzigsten Jahrhundert". 1903. S. 83.

prophetisch verkündigt.[1]) Soviel lässt sich aber jetzt schon sagen, dass erst der Menschheit der Zukunft die letzten Hüllen schwinden werden, die auch heute noch den wahren Wert und die Bedeutung des Dichters auch den Augen desjenigen, der vieles von Goethe gelesen, verbergen. „Knüpfen sich nicht an den Namen Goethe alle die Ideeen, zu deren Entwicklung und Realisierung der Mensch geboren ist? Gibt es ein Gefühl, das er nicht fühlte, ein Gut, das er nicht suchte, eine Lebenswahrheit, die nicht vor sein Bewustsein trat und sein Eigentum wurde? Und ist nicht er es, aus welchem Tausende von edlen Menschen die Befriedigung ihrer höchsten Bedürfnisse schöpfen?"[2]) Mit diesen Worten preist ein begeistrungsfähiger Jüngling, der vor dem Olympier in Weimar gestanden, seinen Genius. Ein junger Studiosus, ein gewöhnlicher Sterblicher ist es, der hier Tränen in die Augen des greisen Dichterheros lockt, indem er ihm mit jugendlichem Enthusiasmus von dem Eindruck redet, den sein Faust auf ihn gemacht. Und wie diesem hat er Hunderten, die zur Sonne von Weimar pilgerten, seine Zeit geopfert, um mit einem Strahle seines Geistes ihr dunkles Dasein zu erleuchten. Wie gross ist aber auch die Zahl der Hoch- und Höchstgeborenen gewesen, die vor ihm gestanden und den „Kunstpapst", wie ihn der Herzog von Altenburg einst genannt, als ihresgleichen, ja als über ihnen stehend anerkannten. Und nun gar all die Gewaltigen im Reiche des Geistes, zu denen er die lebhaftesten Beziehungen des Gedankenaustausches unterhielt, gekrönte Häupter und Potentaten aller Grade, mit denen er persönlich in Berührung gekommen, der „die Grössten seiner Zeit gesehn, den Edelsten in Taten nachgestrebt, halb-göttlich ernst die Tage durchgelebt". Jede solche Begegnung hat irgend einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen; die meisten von ihnen hatten einen grösseren oder geringeren Wert für die Förderung seines Lebenszieles, die Steigerung des Gehalts seiner Persönlichkeit, „die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte". Die geschichtlichen Grössen seiner Zeit verfolgte er in allen ihren Lebensregungen und Bewegungen mit dem Auge des gespannten Beobachters. Es stellten sich so innere geistige Beziehungen zwischen ihnen und seinem Gedankenkreise her, die mehr oder weniger tief in sein eigenes Fühlen und Denken eingriffen, und die er mit der lebendigsten Anteilnahme umfasste. Keiner dieser inneren Zusammenhänge mit den Grössen seiner Zeit ist für ihn wichtiger und bedeutungsvoller geworden, als der mit Napoleon. Auch andere Dichter, Börne, Heine, Gaudy, Grabbe, haben als Deutsche leider wie immer für fremde Grösse empfänglicher als für die des eigenen Volkes, der Napoleon-Verehrung in ihren Werken einen überreichen Tribut dargebracht, in närrisch-exaltierter Form bis zu lächerlicher Uebertreibung wohl Heine:[3]) „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selbst sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. Er ritt mit seinem Gefolge mitten durch die Allee, die Bäume beugten sich vorwärts, wo er

---

[1]) Eugen Wolf „Goethes Leben und Werke". 1895.

[2]) Biedermann „Goethes Gespräche". 1889—1891. B. 8. S. 79. Goethe, über dessen Unzugänglichkeit und Stolz soviel geredet worden, empfing hier mit der grössten Liebenswürdigkeit den jungen, namenlosen, ihm völlig unbekannten Studenten und würdigte ihn einer längeren Unterredung.

[3]) Heine „Buch Le Grand". Werke Reclam ohne Jahr B. 2. S. 110f.

vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldener Stern . . . . und auf diesem Gesichte stand geschrieben: Du sollst keine Götter haben ausser mir . . . ."
Sehen wir hier Heine mit seinem Kaiser eitel Götzendienst treiben, so hält sich zwar Goethe von dergleichen Verstiegenheiten der Phantasterei fern; aber gerade bei ihm wie bei keinem andern deutschen Dichter nimmt das Verhältnis zu Napoleon einen ganz besonders persönlichen Charakter an, und zeigt sich uns Heine als Napoleonanbeter, so offenbart sich uns Goethe abgesehen von zwei oder drei allerdings sehr wichtigen Zeugnissen über sein Verhältnis zu dem Kaiser als ein fast bedingungsloser Napoleonschwärmer; in seiner Verehrung für den Weltenstürmer ist er in Deutschland allerdings nur noch von Heine überboten worden. Seine Schwärmerei lässt sich durch eine Art kritiklosen Anstaunens des seltsamen Naturphänomens erklären, das die schwarzen Schatten an der glänzenden Fläche, das schwarze Dunkel im Innern nicht sieht oder nicht sehen will. Es muss schon hier ausgesprochen werden: Man kann als Goetheverehrer vor seinem Genius sich beugen, ohne alle seine Urteile zu billigen und sein Verfahren in allen Beziehungen für gerechtfertigt anzusehn. Auch er war dem Irrtum unterworfen; er hat es oft genug ausgesprochen.[1]) Sein hartnäckig festgehaltener Widerspruch gegen Newtons Farbentheorie war nur einer seiner Irrtümer, und in seinen „Maximen und Reflexionen" findet sich mancher Satz, den ich nicht ohne weiteres unterschreiben würde. Auffallend schwer hat er in seiner Beurteilung Napoleons geirrt, besonders nach der berühmten Erfurter und Weimarer Entrevue, als sein „gigantischer Held des Jahrhunderts" einen Mittelpunkt seiner Interessen bildete auch über seinen Sturz hinaus bis an des Dichters Lebensende.

Die Zusammenstellung der beiden Namen kann nun eine dreifache Aufgabe bezeichnen. Die beiden können in ihrem weltgeschichtlichen Werte aneinander gemessen, in ihren Wirkungen mit einander verglichen werden. Eine solche, alle Kraft menschlichen Geistes reichlich beschäftigende Arbeit ist noch nicht unternommen worden, geht über den Rahmen einer Programmabhandlung weit hinaus und soll hier nicht versucht werden. Dann kann der ganze Umfang der Beziehungen der beiden zueinander, besonders Napoleon im Urteil und in der Anschauung Goethes, nach den Quellen und der darüber bereits vorliegenden Literatur dargestellt werden; schliesslich können die berühmte Erfurter Entrevue am 2. Oktober und die darauf folgenden Gespräche mit Napoleon am 6. und 10. Oktober 1808 in Weimar[2]) zum Gegenstande einer monographischen Behandlung gemacht und hierbei auf die in Betracht kommenden Quellen, insbesondere die Frage der Echtheit des Talleyrandschen

[1]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 84.

[2]) Es sind im ganzen 3 Gespräche Goethes mit Napoleon, von denen aber nur das erste und zweite Bedeutung haben; im dritten beschränkte sich die Unterredung auf Persönlichkeiten und Lebensverhältnisse beider Männer (Goethes und Wielands), ohne das grosse Interesse zu bieten, welches die früheren Unterredungen hatten. Vergl. Friedrich v. Müller „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1818. Braunschweig 1851. S. 237 ff. — In den Darstellungen wird der Inhalt der beiden allein wichtigen ersten Gespräche vielfach nicht auseinander gehalten.

Berichts, näher eingegangen werden. Die zweite Auffassung hängt nun aber mit der zuletzt genannten Aufgabe eng zusammen, und soll denn auch hier die Bearbeitung sich auf beide erstrecken. An Vorarbeiten dazu ist kein Mangel.

Was zunächst die persönlichen Begegnungen Goethes mit Napoleon in Erfurt und Weimar betrifft und die darüber vorhandenen Berichte, so ist darüber bereits eine ganze Literatur entstanden, doch in ihr nur einiges Wertvolle.

Die Namen Wittmann,[1]) George,[2]) Menge,[3]) Leixner,[4]) Schöll und Sklower,[5]) Lucas,[6]) Widmann,[7]) besonders aber Geiger,[8]) Suphan,[9]) Biedermann,[10]) Lorenz,[11]) bezeichnen etwa den Umfang des zur Aufklärung, genauen Feststellung, auch wohl zur blossen Darstellung und Würdigung des Inhalts der Unterredungen bereits Geleisteten. Die vier letztgenannten haben wertvolle quellenkritische Untersuchungen geliefert, die auf Grund der vorhandenen Berichte alle Einzelheiten der Gespräche, auch die äusseren Vorgänge aufzuklären suchen. Dazu kommen noch einzelne namenlose Feuilletons und Artikel in Zeitungen und Zeitschriften,[12]) die mir zum Teil nicht erreichbar gewesen sind. Sie sind jedenfalls auch im Vergleich mit den genannten Autoren von geringem oder gar keinem Werte. In die diesbezüglichen Streitfragen, vor allem über das Verhältnis der Quellen zu einander auf Grund des vorhandenen Materials hier einzutreten,

---

1) H. Wittmann „Goethe und Napoleon." Nach Talleyrands Memoiren. (Neue Freie Presse Nr. 9564.) 2) Richard George „Napoleon und seine Beziehungen zu Goethe und Wieland. (Literarischer Merkur Nr. 18, 19, S. 137 ff. 145 ff.) 3) R. Menge „Goethe und Wieland vor Napoleon in Erfurt und Weimar." (Nach Talleyrands Memoiren. Ztschr. für den deutschen Unterr. V B. 5 H. S. 321—333). 4) Otto v. Leixner „Ein Lügner über das Grab hinaus. (Deutsche Romanztg. 28 Jahrg. Nr. 919—922.) 5) A. Schöll. Ges. Abhandlungen, „Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens." Berlin 1882, und Sklower „Entrevue de l' Empereur Napoleon I. et de Goethe. 2 me édition Lille 1853. XVI. 101 S. 6) Lucas „Erfurt in den Tagen vom 23. September 1808 u. s. w. 2 Programms. Rheine 1896/97. S. 33. 36. 8) Geiger „Aus Alt Weimar," 1897. S. 122. ff. Ebenso Ztschr. „Nation" Nr. 32. S. 500—502. 9) B. Suphan, Napoleons Unterhaltungen mit Goethe und Wieland und F. v. Müllers mémoire darüber für Talleyrand. Goethe-Jahrbuch XV. Seite 20—30. 7) Widmann „Goethe und Napoleon." Ztsch. „Die Nation." Nr. 45 S. 636—639. 10) Biedermann Goethe Jahrb. XIV. 282—284. Leipziger Ztg. wiss. Beilage 143. 1895. „Erläuterungen zu den Tag- und Jahresheften", Leipzig 1894. S. 121 u. 239 ff.; ebenso „Goethes Gespräche, Leipzig 1896 B. X S. 250, und „Goethe-Forschungen" Leipzig 1900, andw. F. S. III ff. „Die Unterredung mit Napoleon. 11) Lorenz „Goethes politische Lehrjahre." Berlin 1893. S. 129 ff

12) a. Goethe-Jahrb. XIII S. 252 ff. „Napoleon und Goethe." (Die Ende Januar 1891 in der franz. Akademie vom Herzog von Broglie vorgelesene Unterredung Goethes mit Napoleon, wie sie Talleyrand mitteilt. Nach der Uebersetzung der Vossischen Ztg. Jahrg. 1892. Hauptblatt 29. Januar. Frankfurter Ztg. Jahrg. 1892 Feuilleton 30. Januar. Diese von Broglie vorgelesene Unterredung wurde zuerst in der franz. Ztschr. „Le Correspondant, Paris 1891—25. Januar S. 231f. und 241f. mitgeteilt in der Besprechung von Talleyrands eben damals erschienenen Memoiren. Aus dieser ging sie in die deutschen Zeitungen über. b. „Goethe und Napoleon. Illustr. Familienblatt 1863. Nr. 10. c. „Goethe und Napoleon." (Deutsche Post V. 8. Februar. S. 88—90.) d. „Napoleon, Goethe und Wieland." (National-Ztg. Jahrg. 1891—21. u. 24. Februar. 2. Feuilletons.) e. „Goethe bei Napoleon in Erfurt am 2. Oktober 1808." (Ztschr. für deutsche Sprache B. VIII. H. 5 u. 6. S. 161ff. und S. 202ff. Aus Goethes eigenen Aufzeichnungen.)

würde zu einem neuen Ergebnis wohl kaum führen; es soll daher im zweiten Teil der Arbeit nur insgesamt der bisherige Gang und gegenwärtige Stand der Forschung, soweit dies allgemeines Interesse hat, übersichtlich vorgeführt werden.

Aber auch an der Lösung der zweiten der oben genannten Aufgaben, einer umfassenderen Darlegung und Beurteilung des Verhältnisses der beiden grössten Männer ihrer Zeit zu einander, besonders der Auffassung Goethes von diesem seinem „grossartigen Dämon des Jahrhunderts“, ist in mehreren Werken gearbeitet worden. Auch die grösseren Bearbeitungen von Goethes Leben und Werken gehen auf diese Seite seiner Lebens- und Geistesgeschichte ein, so neuerdings auch Bielschowsky[1]) in seiner bekannten Goethebiographie. Doch ist das in diesen Werken Gebotene zu allgemein gehalten, ohne tieferes Eingehen auf das Detail der Quellen und Untersuchungen, als dass es im Verhältnis zu den Spezialschriften für die Beurteilung des gesamten Verhältnisses von wesentlichem Belang sein könnte, zumal Mitteilungen von besonderem Werte, die die ganze Frage und ihre Beantwortung beeinflussen könnten, oder eigentümliche Gesichtspunkte der Auffassung darin nicht vertreten sind. Nur Lewes[2]) bringt merkwürdiger Weise eine sonst nirgends vorkommende Nachricht bezüglich des Inhalts der Gespräche vom 2. und 6. Oktober 1808.[2])

In erster Linie kommen aber für unsere Aufgabe die Bearbeitungen von Lorenz,[3]) Harnack,[4]) Fournier[5]) und vor allem Andreas Fischer[6]) in Betracht. Lorenz berücksichtigt unser Thema nur im Verfolg seines weitergehenden Zieles, Goethes politische Anschauungen und politische Tätigkeit zur Darstellung zu bringen, in einigen etwas dürftigen Ausführungen. Bei Harnack nimmt die Würdigung dieses weltgeschichtlichen Verhältnisses im Zusammenhang mit seinem umfassenden Thema, Goethes ethische und religiöse Anschauungen, dann seine Ansichten über Kunst, politische und soziale Verhältnisse in der Epoche seine Vollendung vorzuführen, naturgemäss einen breiteren Raum ein. Die französische Goetebiographie von M Mézières,[7]) welcher unser Thema selbstredend des längeren und breiteren zu behandeln sich nicht versagt haben wird, ist mir unerreichbar geblieben. Fournier bietet in seinem schön geschriebenen Essay, ursprünglich einem Vortrag, nur einen kurzen Ueberblick zur ersten Orientierung. —

Andreas Fischer ist es allein, der die Aufgabe zum ersten Mal allseitig, erschöpfend tiefgründig, auf der Basis der gesamten einschlägigen Literatur in Angriff genommen hat. Mit ihm hat sich jeder auseinanderzusetzen, der von neuem an die Sache herantritt. Das Buch, bescheiden eine Studie genannt, ist glänzend geschrieben, mit einer Art französischer Eleganz und Leichtigkeit der Diktion. Es beruht auf den gründlichsten Quellenstudien. Es ist deutsch geschrieben, aber von keinem Deutschen. Ueberall ruht der warme Licht-

---

[1]) Bielschowsky „Goethe.“ Sein Leben und seine Werke. B. 2. München 1904. S. 312—339.
[2]) Lewes „Goethes Leben und Schriften.“ Uebersetzt von Frese-Berlin 1861. B. II S. 460 ff.
[3]) Lorenz a. a. O. S. 21 f. S. 35. [4]) Harnack „Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 2 Aufl. 1901. S. 238 ff. [5]) Fournier „Goethe und Napoleon.“ Chronik des Wiener Goethe-Vereins. X. B. Nr. 6 u. 7. 1896. S. 19 ff. [6]) Andreas Fischer „Goethe und Napoleon.“ Eine Studie. 2. Aufl. Frauenfeld 1900. [7]) Vergl. Scherer a. a. O. S. 23.

schein der Sympathie für den „Titanen der neueren Geschichte“ auf der Granitgestalt des Imperators, wie sie uns in Fischers Buch entgegentritt. Man merkt, dass die Zuneigung das Urteil des Verfassers stark beeinflusst; er ist Schweizer. Der grosse Held beherrscht seine Auffassung, der niedrige und verächtliche Mensch blickt nur an einzelnen Stellen schüchtern durch. Und doch kennen wir heute den Korsen ausreichend genau, um zu wissen, welch merkwürdige, in der Geschichte noch nicht dagewesene Mischung grosser und verächtlicher Eigenschaften, und zwar beiderseits in einer ganz einzigen Stärke, hier zu einer monströsen Erscheinung vereinigt waren. Auf welche von beiden Seiten der Nachdruck zu legen ist in einem Charakterbilde? Das ist eben Sache des persönlichen Empfindens, über das sich nur der grosse Historiker zu reiner Objektivität erheben wird. Die Napoleonische Legende ist längst von den Franzosen selbst zerstört worden, und der geschichtlichen Wahrheit sucht ja auch Fischer gerecht zu werden. Er räumt zwar die Schwächen und argen moralischen Defekte des grossen Abenteurers an einigen Stellen unumwunden ein, das Schauspielerhafte und Verlogene, den Charlatanismus, die alles Sittliche negierende Teufelsnatur, seine Neigung zur Intrigue, zu Treulosigkeit und Verrat schon in der Jugend, eine grenzenlose Verachtung aller herkömmlichen Moral.[1]) Aber während er in einer grossen Zahl konkreter, dem geschichtlichen Entwickelungsgang Napoleons entnommener Einzelzüge die grossen, genialen Eigenschaften des Imperators in der Zeichnung seines Charakterbildes stark und mächtig hervortreten lässt, vermissen wir diese anschauliche Begründung und konkrete Ausführung auch in Bezug auf jene rabenschwarze Nachtseite in dem Glanzbild des Eroberers. Dass nun der Autor fast überall nur die gewaltige Geisteskraft seines Helden hervorkehrt, seine beispiellose Fähigkeit zu herrschen, zu bezwingen, alles, selbst das Widerstrebendste, nach seinen Zwecken zu lenken, ist durch die Aufgabe, wie er sie sich stellt, allerdings bedingt. Er will ja den starken Zug der Sympathie bei Goethe nach dem genialen Emporkömmling hin verständlich machen. Goethe spricht einmal von elektrischen und magnetischen Kräften in uns, die wie der Magnet selber eine anziehende und abstossende Gewalt ausüben, je nachdem wir mit etwas Gleichem oder Ungleichem in Berührung kommen.[2]) Eine solche gleichsam magnetische Anziehungskraft ist es, die wir nach Fischers Darstellung den korsischen Abenteurer auf unsern Dichterfürsten ausüben sehen: Er findet das eingentliche Fundament von Goethes Napoleonbewunderung in einer eigentümlichen Kongenialität und Uebereinstimmung dieser zwei grossartigsten Naturen der neueren Zeit.[3]) Dass dieser Auffassung die Beweiskraft fehlt, werden wir alsbald weiter unten sehen. Aber auch abgesehen davon hätte Fischer sich nicht damit begnügen dürfen, fast durchweg an Napoleon nur das Uebermenschentum, die kolossale Energie und souveränste Machtentfaltung, die ungeheure Kraft, den raschen, durchdringenden Verstand, „den grössten, den die Welt je gesehen“, als die zweite, wenn auch untergeordnete Stütze von unseres grossen Dichters Napoleonschwärmerei

[1]) Fischer a. a. O. S. 3, 29, 97, 173.
[2]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 526.
[3]) Fischer a. a. O. S. 13.

in der Durchführung seines Vergleiches zu betonen.[1]) Denn wird uns auch dadurch zwar das Fascinierende in des Korsen dämonischer Natur und seine Einwirkung auf Goethe verständlich, so wird hinwiederum durch eine solche, einseitige Hervorhebung der grossen Züge in dem Charakterbild des Imperators der geschichtlichen Wahrheit Gewalt angetan, andrerseits bleibt uns unerklärlich, fast rätselhaft, wie es möglich war, dass Goethe über das doch so offen zu Tage tretende Schauspielerhafte, Verlogene in dem Wesen des grossen Täuschers der Welt hinwegsehn konnte. Wie deutlich tritt doch seine kleinliche, alles menschliche Mass übersteigende Eitelkeit hervor in Erfurt,[2]) später in Dresden,[2]) in den byzantinischen Etikettenförmlichkeiten und dem steifen Ceremoniell der kaiserlichen Hofhaltung. Und doch scheint es, als wenn gerade Goethe für diese Verbindung grosser Fähigkeiten mit niedrigen und gemeinmenschlichen Zügen einen besonders scharfen Blick gehabt hätte. Wüssten wir nicht, dass der Vers ohne Beziehung auf Napoleon gedichtet ist, wir könnten fast annehmen, dass der Dichter dabei den Korsen im Auge gehabt:

„Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niederes im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.[3])

Dass er hierbei an Napoleon nicht im entferntesten gedacht hat und auch nicht gedacht haben kann, das beweist ein zwar von Riemer überlieferter und daher mit grosser Vorsicht aufzunehmender Ausspruch des Dichters, der direkt auf Napoleon geht und diesen über alle menschliche Eitelkeit hoch erhaben hinstellt. „Die ersten Menschen in der Revolution waren noch eitel und wollten noch, dass die Menge etwas auf sie halten solle; Napoleon hat ihnen gezeigt, dass garnichts daran liege.“[4]) Wie kompromittierend für den grossen Helden und Weltbezwinger sind die Vorgänge auf der Reise nach Elba, wie sie uns der berühmte französische Napoleonbiograph Taine schildert. Welch erbärmliche, in Tränenströmen sich ergiessende Todesfurcht, welch lächerliche Verkleidungen, um das kostbare Leben zu retten![5]) Ganz charakteristisch und bezeichnend für des Dichters Stellung zu seinem Heldenkaiser ist es nun, dass in dem Gespräch mit dem Kanzler von Müller jene Erzählungen von Napoleons Torheiten auf der Fahrt nach Elba Märchen genannt werden, dass Goethe darüber ergrimmt und die Behauptung hinzufügt, der österreichische Feldmarschallleutnant Koller, der Begleiter des Kaisers, werde nicht die Wahrheit erzählt haben.[6])

Dieser auffallenden Tatsache gegenüber hat es keinen Sinn, wenn Fischer[7]) gegen Ende seines Buches das Zugeständnis macht, dass, was falsch war und widerwärtig an Napoleon, der Charlatanismus, dem Dichter nicht ganz entgangen sei; aber er unterlässt

---

[1]) Fischer a. a. S. 12 f.
[2]) Biedermann „Goethes Gespräche a. a. O. B. III S. 207. Gesp. mit Boisserée vom 8. 8. 1815. Vergl. auch Treitschke, deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert B. 1. 1879. S. 393.
[3]) Goethes W. Ausg. Kurz B. 1. S. 210. [4]) Biedermann „Goethes Gespräche a. a. O. B. II S. 305. [5]) Vergl. zu dieser Erzähl. und zur Charakteristik Napoleons Taine „Origines de la France contemporaine. Paris 1895. 5 B. 1 B. S. 1—116. [6]) Burkhardt „Unterhaltungen Goethes mit dem Kanzler F. v. Müller. 1898. S. 12f.
[7]) Fischer S. 172.

es, was doch sonst ein Vorzug seines Buches ist, hierfür irgendwelche Belegstellen anzuführen. Und in der Tat finden sich in den Quellen, den Briefen und Gesprächen, keinerlei Äusserungen, die zur Begründung dieser Ansicht Fischers dienen könnten. Das Furchtbare, Diabolische, aber auch nur dieses, nicht den Charlatanismus, hat Goethe allerdings in zwei Dichtungen an dem Eroberer nicht umhin gekonnt, mit düsteren Farbentönen zur Anschauung zu bringen. Dass sich Goethe an die Hauptzüge hielt und diese ihm zu seinem Heldenbilde genügten, ist eine vage und nichtssagende Behauptung, die unsern nach Gründen für dieses auffällige Verhalten suchenden Verstand nicht zu befriedigen vermag.

Wir können uns auch mit Fournier[1]) nicht damit begnügen, zu sagen: Goethe nahm eben den Menschen mit allen seinen Sünden und Fehlern, die er souverän übersah. Unser Denken kann sich auch nicht damit zufrieden geben, selbst wenn wir Fischer zustimmen: „So wenig, wie bei den Dichtungen Byrons, fragt Goethe der Erscheinung Napoleons gegenüber viel nach den sittlichen Tendenzen ihres Wollens und Vollbringens; er fasst das letztere für sich allein, und die ungeheure Kraft und Kraftäusserung fasciniert ihn; welchen Endzielen diese zutreibt, kommt für die persönliche Bewunderung nicht in Betracht, sowenig als beim verheerendsten Bergsturz oder furchtbarsten Vulkanausbruch! Das ist keine Erklärung, die wissenschaftliche Tragkraft hat. Wie kommt es, dass die überall doch augenfällige Anwendung niedriger, verächtlicher, grundgemeiner Mittel zur Erreichung bestimmter Zwecke, das studiert Theatralische des Auftretens, die gauklerartige Kunst, sich der Phantasie der Massen zu bemächtigen, der Bewunderung des Dichters für seinen grossen Helden keinen Eintrag tat? Konnte er das nicht sehen? Dann müssen wir zu dem Schluss kommen, dass seinem unbestechlich klaren Verstande auch hier wiederum ein schwerer Irrtum widerfuhr. Wollte er das nicht sehen? Waren es vielleicht Gründe mehr persönlicher Art, die dieses rätselhafte Verhalten zu erklären vermögen? Oder war Goethe ein Anbeter des Erfolges, der an der „märchenhaften Laufbahn seiner originellen Dämonennatur" sich ergötzte, ohne viel nach den Mitteln und ihrer Anwendung zu fragen, die das Wunderbare ermöglicht? Die Moral erschien ihm bei Napoleon allerdings als etwas Gleichgültiges. „Ausserordentliche Menschen, wie Napoleon, treten aus der Moral heraus. Sie wirken zuletzt wie Feuer und Wasser.[2]) Man kann wohl zugeben, dass die Moral ungewöhnlicher Naturen nicht mit dem Durchschnittsmassstab gemessen werden kann. Ungeheuren Fähigkeiten entsprechen häufig ungeheure Laster; „denn die Moralität hält gleichen Gang mit den Kräften, und je weiter die Fähigkeit, desto weiter und ungeheurer die Verirrung, desto imputabler ihre Verfälschung."[3]) Modern ausgedrückt würde das etwa heissen: Ausserordentliche Menschen stehen von Anfang an jenseits von „Gut und Böse." Es ist ja nur ein Gemeinplatz, sich darauf zu berufen, dass die Moral des erobernden Herrschers, des Staatsmanns sich nicht nach dem bürgerlichen Moralkodex aburteilen lässt. Aber um die furchtbaren Sünden des Herrschers und Staatsmanns Napoleon handelt es sich

[1]) Fournier „Chronik des Wiener Goethe-Vereins a. a. O. S. 21.
[2]) Biedermanns „Goethes Gespräche a. a. O. B. III, S. 160 f.
[3]) Schiller „Vorrede zu den Räubern" Werke Reklam. B. II, S. 2.

hier gar nicht. Für Goethes ganze Auffassung kommt, wie von fast allen Bearbeitern übereinstimmend betont wird, die menschliche Gesamtpersönlichkeit des Kaisers in Betracht. Das System kümmert ihn wenig, der Menschdämon ist Gegenstand seines Interesses, seines Studiums. Wie kann nun aber gerade bei einer solchen Beschränkung auf das rein Menschliche und Persönliche über die sich doch von selbst aufdrängenden, kleinen, verächtlichen, gemeinen Züge bei der gesamten Beurteilung hinweggesehen werden? Wie war es nur möglich, dass Goethe ferner von der ganz ausserordentlichen Geisteskraft Napoleons auch dann noch eine grosse Vorstellung hatte, als ihre Erschöpfung bereits klar zu Tage trat und die ungeheuren Fehler des ganzen Systems, das gänzliche Versagen der Mittel den Mangel an den Eigenschaften jedermann sichtbar vor Augen stellten, welche den Staatsmann ersten Ranges machen? Wie ist es nur möglich, dass Goethe in dieser unbegreiflichen Selbsttäuschung beharrte, als „hinter den grossen Höhen der tiefe, der donnerde Fall“ schon gefolgt war? Fischer selbst muss zugestehen, dass gerade in dem festen Glauben an Napoleon der Hauptirrtum Goethes bestand. Ich muss gestehen, dass mir nichts in allen Lebensäusserungen des Dichters, keines seiner zahllosen Werturteile über Personen und Sachen so ganz unverständlich, problematisch erscheint, wie eben dieses Verhalten zu seinem grossen Zeitgenossen. Möglich, dass der zweite Teil dieser Arbeit das Dunkel wenigstens in etwas aufhellen wird.

Die prüfende Betrachtung nun von Fischers Darlegung der Goetheschen Napoleonverehrung in ihrer historischen Entwicklung und psychologischen Begründung soll nun den Faden für den Gang der Darstellung meiner eigenen Auffassung darbieten, die das hohe Verdienst des Werkes nicht schmälern soll, auch wenn sie vielfach in ihren Ergebnissen der Fischerschen Dialektik nicht zuzustimmen vermag.

Die durchgehende Tendenz des Fischerschen Buches gipfelt nun in dem Versuch des Nachweises, dass es das Uebereinstimmende in den Naturen der beiden Männer war, was Goethe so stark an den Kaiser fesselte und die Hinneigung des Dichters zu dem Imperator erklären soll.[1])

Es erscheint schon auf den ersten Blick fast unmöglich, zwei Genien, welche in so ganz verschiedenen Sphären der Entfaltung ausserordentlicher Fähigkeiten ihre Geisteskraft betätigen, wenn auch nur innerhalb bestimmter Grenzen, wie es Fischer will, miteinander zu vergleichen. Denn eine solche Vergleichung setzt ganz bestimmte, klar und scharf hervortretende Züge der Gleichheit und Aehnlichkeit in grösserer Zahl bei beiden voraus, denen gegenüber die Unterschiede weniger in's Auge fallen. Dazu kommt die Schwierigkeit, solch grosse Geister in ihrer Eigenart überhaupt nur bestimmt zu fixieren, und das ist doch die erste Voraussetzung einer vergleichenden Betrachtung. „Bei einer so wunderbaren Mischung merkwürdiger Gegensätze, welche in reichen und komplicierten Naturen erscheint, ist völlige Gerechtigkeit ausgeschlossen und Irrtum nicht zu vermeiden,“ wie Fischer selbst

[1]) Fischer S. 1—55.

zugibt.[1]) Ueberhaupt bildet die Theorie der Genialität innerhalb der Philosophie der Geschichte unzweifelhaft eines der allerwichtigsten Capitel. Goethe ist dabei nicht bloss ein hervorragender, nahe liegender, höchst dankbarer Gegenstand der Forschung, sondern er ist selbst Forscher auf dem Gebiete und — was noch mehr sagen will — Erforscher seiner selbst.[2]) Und ein zweifellos ebenso dankbares und vielleicht noch interessanteres Objekt der Forschung auf diesem Gebiete ist auch Napoleon. Goethes Aussprüche über Napoleon enthalten, wie wir später sehen werden, die geistvollsten Beiträge zu einer solchen Theorie der Genialität; aber er hat den Gegenstand auch ohne Hinblick auf bestimmte Persönlichkeiten behandelt, wie zahlreiche Stellen in den Maximen und Reflexionen, besonders aber in den Gesprächen, beweisen „Die ganze Geschichte mit dem Genie ist, dass die Menschen einmal einem gestatten, was sie sich unter einander selbst nicht gestatten, nämlich, dass einmal einer ganz sein darf, was er will und Lust hat."[3]) Grossartige, rücksichtslose Tatkraft ist ihm Genialität, Männer der Tat Goethes Lieblingshelden. Und damit deckt sich auch seine Auffassung von dem, was er Produktivität der Taten nennt, ein gerade in Hinsicht auf Napoleon von ihm gebrauchtes Wort. Es enthüllt zugleich den innersten Kern aller seiner politischen Ansichten und Beurteilungen am deutlichsten.[4]) Er nennt diese Produktivität und Genie sehr nahe liegende Dinge. „Denn was ist Genie anderes als jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und Natur sich zeigen können, und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind? Es gibt kein Genie ohne produktiv fortwirkende Kraft. Ob einer sich in der Wissenschaft genial erweist oder im Krieg und der Staatsverwaltung, oder ob er ein Lied gemacht, ist alles gleich." Er stellt das Schaffen Napoleons mit seinem eigenen und dem der grössten Meister in Kunst und Wissenschaft in Parallele, wie mit Mozart, Phidias, Raphael, Luther, Lessing, Humboldt, Friedrich II., Zar Peter und findet die überraschende Wahrheit bestätigt, dass diese Genien der Menschheit in ihrem Hauptinhalt sich nicht wesentlich von einander unterscheiden.[5]) Er setzt weiter das deutsche „Geist" und das französische „génie" als gleichbedeutende Begriffe, denn „es liegt darin zugleich der Begriff der Produktivität." An einer anderen Stelle schreibt er dem Genie im Hinblick auf Mirabeau die Fähigkeit zu, mit andern und durch andere zu wirken. „Die Hauptsache ist, dass man ein grosses Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig.[6])

Aus diesen Goetheschen Gedankengängen ist ersichtlich, dass der Dichter das Wesentliche des Genies in das tatkräftige, zielbewusste Handeln setzt, das Grosses und Dauerndes schafft, ohne Rücksicht auf die Art der Tätigkeit. In allen Genien also, ganz gleich auf welchem Gebiete sie ihre Geisteskraft betätigen, muss sich diese Produktivität

---

1) Fischer S. 44.
2) Scherer a. a. O. S. 12.
3) Riemer „Briefe von und an Goethe. Berlin 1841. S. 348.
4) Lorenz a. a. O. S. 35.
5) Geiger Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 593 ff.
6) Vergl. zu 5, S. 391, 541, 618 ff.

als wesentliches Merkmal finden. Alle müssen also schon unter diesem Gesichtspunkt einander ähnlich sein, auch Goethe und Napoleon, welche beide Fischer ausdrücklich Männer der Tat nennt. Er begeht hier nur den Fehler, dass er das charakteristische Merkmal des Genius überhaupt als eine besondere übereinstimmende Eigenschaft gerade dieser beiden hervorhebt. Es lässt sich nun leicht einsehen, dass auch manche andern Eigenschaften, die Fischer als gemeinsame Züge im Wesen Goethes wie Napoleons erkennt, dem Genius als solchem überhaupt eigentümlich sind. Die exceptionelle Stellung den Zeitgenossen und der Welt gegenüder, die Fischer an beiden hervorhebt, passt mehr oder weniger auf jeden grossen Mann in der Mittagshöhe seines Ruhmes. Dass eine solche Stellung auf einsamer Höhe über all den kleinen Menschengeistern auch eine gewisse Menschenverachtung zeitigt, ist natürlich, und so letztere ein dem Genie als solchem, wenn auch in verschiedenen Modifikationen, immanenter Zug. Ueberdies trifft das von Fischer als gemeinsam angenommene Merkmal der Menschenverachtung in dem von ihm verstandenen Sinne, wie wir sehen werden, auf Goethe nicht einmal zu. Dass ein wirkliches Genie zugleich Verächter der Träume und Phrasen ist, mit denen kleine Geister sich zu höherer Bedeutung in müssigen Stunden emporzuschwindeln suchen, „weil es nur das wirklich Fassbare gelten lässt," liegt im Wesen wahrer Geistesgrösse begründet. Dass ferner Napoleon ein Verächter der Träume gewesen, widerspricht dem ganz wunderbar gearteten Seelenleben dieses Mannes, wie es uns aus den grossen Napoleonbiographieen von Fournier, Boehtlingk, besonders aber auch durch Taine bekannt geworden ist, insofern wir hier „Traum" nicht als leeres Hirngespinst, sondern als die im Geiste vorgestellte Vollendung eines vorerst geplanten, grossartigen Werkes der Zukunft erkennen, das sich schliesslich als alle menschliche Kraft übersteigend herausstellt. So fasst auch Taine[1]) den grandiosen Träumer auf. „Ce qu'il a fait, est surprenant; mais il a entrepris bien davantage, et quoi qu'il ait entrepris, il a rêvé bien au delà. Si vigoureuse que soient ses facultés pratiques, sa faculté poétique est plus forte; même, elle l'est trop pour un homme d' État; la grandeur s'y exagère jusqu' à l'énormité, et l'énormité y dégénère en folie."

Und nun gar die nebensächlichen, unwesentlichen Merkmale, auf Grund deren Fischer seine Uebereinstimmung konstruiert. Pessimismus, Weltschmerz, Selbstmordgedanken bei beiden in der Jugend, unglückliche Liebe, — sind das nicht schwarze Schatten, die auf die Jugendzeit so manches lichtumflossenen Genius der Menschheit fallen, man denke nur an Schiller, Byron, Friedrich den Grossen, Bismarck? Und lassen sich diese Verdüsterungen der hellstrahlenden Vernunft in den Jahren der Jugend auch schon bei vielen Individualitäten, die sich nur über das Mittelmass des Könnens erheben, nicht psychologisch unschwer erklären? Widerspruch zwischen innerer Kraft und wirklichem Vollbringen, zwischen Ideal und Wirklichkeit? Wenn nun Fischer weiter das hochgespannte Selbstgefühl bei beiden als charakteristische Eigentümlichkeit aufzeigt, wofür uns ja allerdings höchst drastische

---

[1]) Taine „Origines etc. B. V. b. I. S. 75f.

Aeusserungen berichtet werden,[1]) so vergisst er, dass wir dieses ja an jedem tüchtigen Manne, der sich seines Wertes bewusst ist, wahrnehmen. Der Dichter findet auch hierfür wie immer in seinen „Selbstgefühl" überschriebenen Versen das treffendste Wort:[2])

„Jeder ist doch auch ein Mensch!
Wenn er sich gewahret,
Sieht er, dass Natur an ihm
Wahrlich nicht gesparet,
Dass er manche Lust und Pein
Trägt als Er und eigen;
Sollt er nicht auch hinterdrein
Wohlgemut sich zeigen?"

Um wieviel mehr muss sich ein solches natürliches und berechtigtes Selbstbewusstsein bei den berufenen Führern der Menschheit in der Geschichte und Literatur, in der Wissenschaft und im praktischen Berufsleben geltend machen?

Fischer legt dann weiter einen Nachdruck darauf, dass sie beide gross gewesen in einer gewissen Selbstbeherrschung. Sie hätten ihr Betragen in hundert Fällen kalkuliert und abgemessen, und doch hätten sich beide zuweilen zu Ausbrüchen der Leidenschaft von geradezu elementarer Wucht fortreissen lassen. Aber es wird doch eine solche Selbstbeherrschung, ein gewisses kalkuliertes Betragen wohl allen Männern, die zum Herrschen, zum Regieren berufen sind, schliesslich zur zweiten Natur, und es lässt sich eine solche kühle, reservierte Gemessenheit als habituell geworden bei den meisten Hochgestellten in leitender Stellung beobachten. Bei genialen Naturen durchbricht aber zuweilen die Leidenschaft, die als Triebkraft in ihnen lebt und nur durch den Zwang eines starken Willens gebändigt ist, plötzlich einmal alle Dämme der Selbstzügelung, um sofort wieder unter ihre Herrschaft zurückzukehren.

So liesse sich noch manches aus der Vergleichung Fischers anführen, woraus mit Evidenz hervorgeht, dass er in dieser Gegenüberstellung mehr einige Grundzüge zu einer allgemeinen Theorie der Genialität geliefert hat. Aus der Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung der beiden in allen den Zügen, die das Wesentliche des Genius ausmachen, schliesst nun Fischer, dass sie auch als grosse, eigenartige Individualitäten viel Gemeinsames haben. Aber diese Annahme verstösst gegen ein Grundgesetz logischen Denkens. Ich kann doch nicht von zwei Bäumen behaupten, dass sie gleich oder ähnlich sind, weil sie alle wesentlichen Merkmale der Species Eiche aufweisen. Daraus folgt doch nur, dass sie beide Eichen sind oder

---

[1]) Einen höchst originellen Ausbruch Goetheschen Selbstgefühls berichtet F. v. Müller vom 6. 3. 1828. (Biedermann G. G. a. a. O. B. VI S. 269f.) „Wenn Alexander Humboldt und die andern Plutonisten mir's zu toll machen, werde ich sie schändlich blamieren; schon zimmere ich Xenien genug im Stillen gegen sie; die Nachwelt soll wissen, dass wenigstens ein gescheidter Mann in unserm Zeitalter gelebt hat, der jene Absurditäten durchschaute. Ich finde immer mehr, dass man es mit der Minorität, die stets die gescheidtere ist, halten muss." [2]) Goethes W. Ausgabe Kurz B. 1. S. 438.

zur Species Eiche gehören. Von einer Aehnlichkeit beider kann ich doch nur dann reden, wenn sie in besonderen, ihnen beiden eigentümlichen Merkmalen übereinstimmen, also abgesehen von der Beschaffenheit der Rinde, der Form der Blätter, dem Wachstum der Aeste u. s. w. etwa noch in der Grösse, der Gestalt der Krone, dem Umfang des Stammes u. s. w. So kann ich also auch von zwei Individualitäten, welche unter den Begriff des Genius fallen, nur dann eine Aehnlichkeit behaupten, wenn ich den Nachweis führe, dass sie abgesehen von den wesentlichen Merkmalen ihrer Art auch noch in ihrer individuellen Sonderbeschaffenheit ganz oder teilweise übereinstimmen. Dieser Nachweis ist aber von Fischer nicht erbracht. Sein Verfahren geht von einer logisch falschen Voraussetzung aus.

Dazu kommt aber noch ein zweites, um die Deduktionen im ersten Teil des Buches gänzlich hinfällig zu machen. Sie leiden an offenkundigen Widersprüchen. Fischer will darauf verzichten, eine wirkliche Parallele zu ziehen; denn diese müsste natürlich auch die Unterschiede im Wesen und Schaffen beider betonen, und dieses erscheint im vorliegenden Fall als höchst überflüssig.[1]) Dass das falsch ist, dass bei einer solchen vergleichenden Würdigung auch die Unterschiede betont werden müssen, wird sich weiter unten zeigen. Unser Autor wird aber selbst seinem Vorsatz wiederholt untreu. So weisst er auf den durchgreifenden Unterschied hin:[2]) „Während in der Doppelnatur des dämonischen Imperators das böse Princip gleichsam als etwas Gegebenes von Anfang bis Ende mit schneidender Schärfe hervortritt und alles negiert, was ausserhalb der Grenzen von Macht und Berechnung liegt, ringt sich in Goethe der edlere Faust empor zur Herrschaft über sich selbst, zu Licht und Wahrheit und wenn auch nicht in allen Fällen zu herzlicher Teilnahme, so doch in den meisten zum Verständnis alles dessen, was Menschenherz erhebt.“ Fischer kann dann nicht umhin, den Einwand hervorzukehren, der ihm gemacht werden könnte, dass nämlich alle diese und ähnliche Urteile nichts weiter beweisen, als dass Goethe allerdings das sehr oft schien, was Napoleon vielleicht war. Dieser Einwand, der durch eine Stelle aus Fourniers bekannter Napoleonbiographie ad absurdum geführt werden soll,[3]) enthält die Quintessenz dessen, was sich gegen unsres Autors Gesamtanschauung vorbringen lässt. Er hat vielfach auf einen blossen Schein der Uebereinstimmung seine Behauptung einer wirklichen Uebereinstimmung gebaut. Er beruft sich dann im Fortgang seiner Vergleichung auf die bekannten zeitgenössischen Urteile über beider Unnahbarkeit Stolz, Egoismus, marmorne Ruhe und eisige Kälte als Gegensatz zum aufwallenden Enthusiasmus der andern. Sein sofortiges Zugeständnis, dass Goethe das vielleicht nur schien, sollte mich eigentlich einer Widerlegung überheben. Was jedoch „die marmorne

[1]) Fischer S. 13. [2]) Fischer S. 49.

[3]) Fournier „Napoleon I.“ Eine Biographie. 1889, B. 1. S. 17f. Diese Stelle der Charakteristik Napoleons soll auch auf Goethe passen. „Es ist immer dieselbe Doppelnatur, dieselbe Schwärmerei, die aber doch stets wieder am Massstab einer kühlen und methodischen Ueberlegung gemessen wird, ein Idealismus, den ein hochausgebildetes realistisches Verständnis bändigt, berichtigt, beherrscht. Das ist der Grundzug seines Wesens und der Schlüssel zu dessen Verständnis.“ Aber wir werden weiter unten sehen, dass dieses als das Charakteristikum jeder grossen geistigen Potenz zu erweisen ist.

Ruhe und eisige Kälte" betrifft, so hat Saitschick[1]) kurz und schlagend den Nachweis geführt, dass der Dichter im Grunde eine leidenschaftliche, von vielen Gegensätzen erfüllte Natur gewesen, und dass seine vielgepriesene olympische Ruhe hartnäckig erkämpft und mit Mühe im Gleichgewicht erhalten sei. Aber auch das darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass den vielen Anklagen gegen Goethe in dieser Hinsicht noch viel mehr Aeusserungen, die das Gegenteil bezeugen, gegenüberstehen. Für jeden, der den Goethe in Biedermanns Gesprächssammlung kennt, leuchtet das Widersinnige, zum mindesten Einseitige des angeführten Urteils ein.

Gegen den Vorwurf des Egoismus ist der Weise von Weimar schon von Lewes[2]) hinreichend verteidigt worden; andere sind ihm gefolgt.[3]) Er selbst hat diese aus den Kreisen seiner Neider und Feinde so oft gegen ihn geschleuderte Beschuldigung scharf zurückgewiesen:[4])

„Ich Egoist? Wenn ich's nicht besser wüsste!
Der Neid, das ist der Egoiste;
Und was ich auch für Wege geloffen;
Aufm Neidpfad habt ihr mich nie betroffen."

Ausserdem hat er die Selbstsucht, diese Wurzel alles Schlechten, auch sonst noch mit hartem Tadel belegt und die ihr entgegenstehenden Tugenden, Liebe und Duldung, gepriesen: „Die wenigsten Menschen lieben an dem andern das, was er ist, nur das, was sie ihm leihen: sich, ihre eigene Vorstellung von ihm lieben sie."[5]) Er stellt dagegen die Forderung auf: Kindlein, liebt Euch, und wenn das nicht gehen will, lasst wenigstens einander gelten.[6]) Denn in ihm lebt die Ueberzeugung, „dass gar vieles neben uns bestehen kann und muss, was sich gerne wechselseitig verdrängen möchte; der Weltgeist ist toleranter als man denkt."[7])

Ganz dieselbe Bewandtnis hat es mit der Aehnlichkeit des beiderseitigen Lebenszieles, die Fischer herausfindet, indem er Goethes bekannte Erklärung anführt: „Ich habe nie gefragt, was will die grosse Masse und wie nütze ich dem Ganzen? Sondern ich habe immer nur dahin getrachtet . . . . , den Gehalt meiner eigenen Persönlichkeit zu steigern,"[8]) und nun Bonaparte die gleiche Willensrichtung unterlegt; für Gehalt der Persönlichkeit müsste man etwa „Macht und Gewalt" einschieben, allerdings ein gewaltiger Unterschied.[9]) Und doch will dies Fischer zur Bekräftigung seiner Ansicht von der Wesensgleichheit oder Aehnlichkeit der beiden benutzen? In derselben Unklarheit bezüglich der Begründung seiner Anschauung zeigt er sich weiterhin befangen: „Goethe brauchte sich um die Masse nicht zu kümmern; er hatte ihr nichts zu verdanken; darauf beruht zum

[1]) Saitschick „Göthes Charakter". Stuttgart 1898.

[2]) Lewes a. a. O. B. 1. S. 481ff. [3]) Vergl. Harnack a. a. O. S. 298ff. [4]) Goethes W. Kurz B. 1. S. 419. [5]) Biedermann Goethes Gespr. B. 3. S. 81. [6]) Goethes Briefwechsel mit Zelter. Berlin 1834. Brief vom 7. Nov. 1816. [7]) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard in d. Jhr. 1807—1832. Stuttgart und Tübingen. 1850 Brief v. 12. Mai 1826. [8]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. O. S. 606. [9]) Fischer S. 55.

guten Teil seine bleibende Grösse, Napoleon aber, der emporstieg durch die Masse, ihr Retter und Beglücker sein wollte und sollte, nachdem er der Erbe ihres Werkes, der Revolution, geworden, hatte zu einer solchen Auffassung kein Recht; bei ihm ward sie Verbrechen"[1]) Wie will nur unser Autor diese schroffe Gegenüberstellung in der so wichtigen Beziehung der beiden zu den Massen des Volkes mit seiner Behauptung in Einklang bringen und mit seiner Erklärung, dass bei seiner Vergleichung das Eingehen auf die Unterschiede überflüssig wäre?

Abgesehen von diesen Unklarheiten und innern Widersprüchen in der Beweisführung enthalten die Ausführungen Fischers zum Teil irrtümliche, zum Teil auch nur halbwahre, auf oberflächlicher Anschauung beruhende Urteile über Wesen und Charakter der beiden grössten Männer ihrer Zeit, wie sie schon im Vorhergehenden berührt worden sind. Er führt einzelne Stellen aus Goethes Werken und den Gesprächen an, um seine Behauptung von des Dichters Aehnlichkeit mit Napoleon hinsichtlich der Menschenverachtung zu beweisen, und zwar aus ganz verschiedener Zeit, schickt aber vorsichtiger Weise voraus, dass ein im Zorn und Unmut rasch hingeworfenes, bitteres Epigramm noch lange kein vollständiges Credo ausmacht.[2]) Für die den „Venetianischen Epigrammen entnommenen Verse lässt sich nun in der Tat eine besondere verbitterte Stimmung des Unmuts und des Missbehagens bei Goethe nachweisen; es spricht sich darin der Groll über die Gegner in Deutschland und die Erfahrungen aus, die er diesmal mit den Italienern gemacht, wie er ausdrücklich Herdern bemerkt, dass er diesmal „ein wenig intoleranter gegen das Sauleben der Nation" sei, und Venedig nennt er an einer andern Stelle der Eipigramme „St. Markus in Kot" und die Lagunen einen „Froschpfuhl"[3]) Aus den herben Erfahrungen heraus, die er diesmal gemacht, ist der Vers von der erbärmlichen Schuftigkeit des Menschen entstanden und sein Vergleich mit dem Hunde. Er hat als solcher nur eine beschränkte lokale, fast möchte man sagen momentane Bedeutung. Ihn als allgemeingültigen Ausdruck von Goethes Menschenverachtung anzuführen, zeugt von einem gewissen unkritischen Bestreben, unbedenklich alles zu benutzen, was zur Bestätigung der eigenen Ansicht dienen kann. Die Bitterkeit der angeführten Xenienverse ist ein Produkt zorniger Kampfstimmung und Gereiztheit, wo es den Widersacher mit scharfem Pfeil zu treffen gilt, und ist mehr eine Augenblicksempfindung, als das Bekenntnis einer dauernden Ueberzeugung. In einigen aus den Gesprächen angeführten Stellen klagt nun der Dichter allerdings zu verschiedenen Unterrednern über die Erbärmlichkeit der Menschen, die Dummheit der Welt, die so voller Schwachköpfe und Narren sei. Fischer bekennt sich nun selbst zu unsrer oben ausgesprochenen Ansicht, dass der Genius als solcher, eine eminente Natur ersten Ranges, naturgemäss von ihrem Standpunkt aus zur Verachtung des gesamten Menschengeschlechts gelangen müsse.[4]) Darf sie dann aber als ein besonderes Moment der Aehnlichkeit gerade dieser beiden Genien in Anspruch genommen werden? „Ich bin es müde, über ein Volk von Sklaven zu herrschen", dieses Geständnis Friedrichs des Grossen am Ende seines

[1]) Fischer S. 18. [2]) Fischer S. 30. [3]) Bielschowsky a. a. O. S. 12.
[4]) Fischer S. 23.

Lebens ist der prägnante Ausdruck für diese Menschenverachtung des Genius. Von Fischers diesbezüglichem Eingeständnis könnte aber in diesem Falle gänzlich abgesehen werden. Denn jene gesprächsweise hingeworfenen Aeusserungen stellen durchaus nicht die Summe von des grossen Dichters und Weltweisen Bewertung des Menschheitsindividuums dar. Ihr Schwerpunkt liegt in andern Sprüchen ernster, tiefsinniger Toleranz, Menschenliebe und Menschenachtung: „Gott begegnet sich immer selbst; Gott im Menschen sich selbst wieder im Menschen. Daher keiner Ursache hat, sich gegen den Grössten gering zu achten . . . . So göttlich ist die Welt eingerichtet, dass jeder an seiner Stelle, an seinen Ort, zu seiner Zeit alles Uebrige balanciert.[1]) Für Goethe war jede Individualität eine Manifestation der Gottheit, ihre Entfaltung erfüllte einen Teil des göttlichen, im Weltganzen wirksamen Willens, und jede war daher an ihrer Stelle berechtigt.[2]) Und aus diesem Begriff der Duldung jeder menschlichen Individualität entwickelt sich ihm der noch weiter gehende Grundsatz: „Toleranz sollte eigentlich nur eine vorübergehende Gesinnung sein; sie muss zur Anerkennung führen. Dulden heisst beleidigen.[3])

Menschenverachtung kann bei einem Manne, der nur nach Gründen handelt und urteilt, nicht anders entstehen, als durch Nachdenken, welches zu der Ueberzeugung von der unverbesserlichen Schlechtigkeit und Sündhaftigkeit der menschlichen Natur in der Mehrzahl ihrer Erscheinungsformen gelangt ist, jenes grausen Sündenelends, aus dem sich der Begriff der menschlichen Schuld mit ihrer zermalmenden Wucht trost- und hoffnungslos alle Zukunft der Menschheit determinierend ergibt. Wie kann aber bei einem Dichter von Menschenverachtung die Rede sein, der den Schuldbegriff alten Stiles mit seiner unbeweglichen Starrheit in seiner Faustdichtung für immer aufgehoben hat durch den Begriff der Entwickelung: „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen? Jener Entwickelung, innerhalb deren Gut und Böse, Schuld und Verdienst als Stufen im Wechselspiel der Entwickelung selbst liegen? Für der also das Böse und Schlechte nicht das Schicksal des Menschen im alten Sinne, sondern nur die Trübung zwischen dem Guten und dem Bessern ist, die den Umschwung bezeichnet?[4])

Wenn nun Fischer gar Goethe mit Napoleon in der Schätzung des Menschen nur nach Intelligenz, der technischen Brauchbarkeit und Diensttüchtigkeit zusammenstellt, Eigenschaften, denen gegenüber beide den innern sittlichen Wert nicht erkannt und nie gelten lassen, und zum Beweise dessen die Urteile zweier guten Freunde über Goethe anführt,[5]) so widerspricht dies offenkundig seinem wiederholt und entschieden geäusserten Standpunkt, dem gemäss er jede menschliche Tätigkeit nach ihrem sittlichen Wert einschätzte. „Jedes Geschäft wird eigentlich durch ethische Hebel bewegt.“ „Wo ich aufhören muss, sittlich zu sein, habe ich keine Gewalt mehr.[6]) Darauf ist auch sein abfälliges Urteil über Platen zurückzuführen: Er besitzt manche glänzende Eigenschaften; aber ihm fehlt die Liebe,

[1]) Biedermann „Goethes Gespräche B. 2. S. 320.
[2]) Vergl. dazu Harnack a. a. O. S. 52. [3]) Goethes W. Kurz B. 12 S. 721.
[4]) Boelsche a. a. O. S. 47.
[5]) Fischer S. 48. [6]) Harnack a. a. O. S. 53.

und so wird er auch nie so wirken, als er hätte müssen.[1]) Das Verfehlte und Wertlose der Tätigkeit, das aus dem Fehlen sittlicher Motive hervorgeht, bezeichnet daher der Dichter auch als Irrtum und Sünde, d. h. eine irrige Richtung der Tätigkeit.

„Ganze, Halb- und Viertelsirrtümer sind gar schwer und mühsam zurechtzulegen, zu sichten und das Wahre dahin zu stellen, wohin es gehört."[2]) Die Wahrheit dieser Goetheschen Worte drängt sich einem bei der Prüfung des so breit ausgeführten Fischerschen Vergleiches immer von neuem auf. Er nennt Goethe und Napoleon Realisten, letzteren allerdings mit der Einschränkung, dass er die realen Dinge mindestens in den besten Jahren seines Lebens sah und begriff, wie sie besser und schärfer niemals ein Sterblicher erfasst.[3]) Weiterhin erfolgt dann eine Correktur dieser Behauptung: „Goethe blieb in der realen Welt; Napoleon aber verlor in spätern Jahren den sichern Blick für die wirklichen Dinge; daher die schreiende Dissonanz zwischen Wollen und Vollbringen[4]). Ob mit der Bezeichnung des Dichters als Realisten sowohl seine gesamte Weltanschauung als auch die Summe seiner dichterischen Lebensarbeit, oder ob damit nur seine politischen Anschauungen charakterisiert werden sollen, geht aus dem ganzen Zusammenhange nicht klar genug hervor. Wenigstens findet sich im Personenregister unter „Goethe") die Bezeichnung „Realpolitiker"[5]) als zusammenfassende Benennung für seine im Text dargestellte politische Stellung gegenüber der französischen Revolution. Aber hier ist auch ganz allgemein von dem „grossen Realisten" Goethe die Rede.[6]) Vor solchen summarischen Benennungen und Schlagwörtern sollte sich ein wissenschaftlich geschulter Historiker und Goethekenner hüten; sie klingen doch zu sehr nach elementarer Schulleitfäden- und banaler Philisterweisheit, wo ja immer noch dem Idealisten Schiller der Realist Goethe gegenübergestellt wird und bei dieser Gegenüberstellung im Werte hinter dem ersteren zurückstehen muss. Und doch, wie ganz und gar verfehlt ist diese gang und gäbe gewordene Einordnung des Dichters und Weltweisen in die Lebensrichtung und Weltanschauung des Realismus. Er ragt durch Geistesgaben hoch über alle seine Zeitgenossen empor. Höchste Befriedigung kann ihm nur schöpferische Tätigkeit in der Dichtkunst, für die er, wie kein anderer, geboren ist, produktive Bearbeitung der tiefsten Probleme der Wissenschaft und des Lebens gewähren. Dabei unterzieht er sich mit gewissenhaftester Pflichterfüllung den praktischen Aufgaben eines prosaischen Berufslebens. Er kehrt aus Rom, wo er das höchste Glück genossen, die Leere seines Innern mit einer Flut neuen Lebens ausgefüllt, in die Heimat zurück, um die Bürde eines schweren, verantwortungsvollen Amtes auf sich zu nehmen und sie unermüdet weiter zu tragen, daneben in der Ausübung seines Dichterberufes zu den höchsten Leistungen sich erhebend. Dieser Mann ist selbst ein Vorbild für die Durchdringung des Realen mit dem Idealen, für das Verehren des Ewigen in der Forderung des Tages.[7])

Diese Verschmelzung des Realen mit dem Idealen in der höchsten Potenz, die die vollkommene Menschlichkeit bedeutet und uns das Geniale in seiner Vollendung zeigt, wie

[1]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 131. [2]) Goethes W. Kurz B. 12 S. 662. [3]) Fischer S. 25f. [4]) Fischer S. 98. [5]) Fischer S. 212. [6]) Fischer S. 18. [7]) Harnack a. a. O. S. 298.

es in den höchsten Schöpfungen der Dichtung Wahrheit geworden, sie wird uns noch klarer, wenn wir Goethes Idealbegriff zu verstehen suchen. Er ist gleich Schiller ein Riese im Ideal. „Mein Verhältnis zu Schiller“, sagt er einmal, „gründete sich auf die entschiedene Richtung beider auf einen Zweck, unsere gemeinsame Tätigkeit auf die Verschiedenheit der Mittel, wodurch wir jenen zu erreichen strebten.“[1]) Sie hatten beide ein gemeinsames Ideal, nur einen verschiedenen Begriff von seinem Inhalt. Für Schiller ist das Ideal ein Gefilde der Seligen über dieser Welt, ohne Verbindung mit ihr, unerreichbar. Aus dem engen, dumpfen Leben soll man im Geiste zu ihm flüchten. Für Goethe ist das Ideal ein Zukunftsbild, eine Stufe der sich vorwärts entwickelnden Realität, ihr Zielpunkt. Diese Erfüllung des Ideals in der Realität predigt er an vielen Stellen seiner Werke. Arbeiter ist er an der Realisierung des Ideals, Idealbildner und Idealerfüller.[2]) Und so muss in der Tat innerhalb der höchsten Leistungen des Menschengeistes der Idealist mit dem Realisten in dem endlichen Resultat übereinkommen, wie verschieden auch die Wege sind, welche beide einschlagen.[3])

Damit ist denn auch die Stelle aus Fourniers Napoleonbiographie, die nach Fischer auch zur Charakteristik des Inhalts von Geethes Wesen ebenso geeignet sein soll, in das rechte Licht gestellt. Der Idealismus, „den ein hochausgebildetes realistisches Verständnis bändigt, berichtigt, beherrscht,“ das ist der Wesenskern des wahren Genius, der nach Goethescher Auffassung auch als ein unbewusster Gesetzgeber auftritt. Das ist dann die wahre „Produktivität der Taten“, die dem Genius eignet. Ihr Ziel ist das im Geiste vorgestellte Ideal, die Mittel der Ausführung liegen in der Realität.

In diesem letzten Satze ist nun zugleich ein Fingerzeig gegeben für eine allgemeine Abschätzung der Napoleonischen Geistesrichtung unter dem Gesichtspunkt des Realismus und Idealismus. Wir haben gesehen, dass bei Fischer die Wesensbestimmung Napoleons als eines Realisten gegenüber den Tatsachen modificiert werden musste. Fischer berücksichtigt in seiner vergleichenden Betrachtung das meiste von dem, was Goethe selbst über Napoleon gesprochen und geschrieben hat. Aber das, was wohl als sein bestes Urteil über den Kaiser bezeichnet worden ist,[4]) deutet unser Autor falsch. Er behauptet, Bonaparte hätte „ein gewisses, instinktives, unausrottbares Gefühl für Wirklichkeit besessen und sich auf Tatsachen gestützt, solange als er festen Grund und Boden hatte.[5]) Dieser fundamentale Charakterzug sei auch Goethe nicht entgangen, doch habe er ihn anders, und zwar folgendermassen definiert: „Napoleon, der ganz in der Idee lebte, konnte sie doch im Bewusstsein nicht erfassen; er leugnet alles Ideelle durchaus und spricht ihm jede Wirklichkeit ab, indessen er es eifrig zu verwirklichen trachtet.[6]) Ob darin nun auch wirklich, wie Fournier meint,[7]) die historische Bedeutung des Korsen liegt, und man es daher unschwer vermag,

[1]) Göthes W. Kurz B. 12 S. 708. [2]) Boelsche a. a. O. S. 52ff. [3]) Schiller „Ueber naive und sentimentale Dichtung.“ Werke Reclam B. XII S. 143ff. Hier das Geistreichste und bis jetzt Beste, was in der deutschen Literatur über das Verhältnis des Realismus zum Idealismus gesagt worden ist. [4]) Fournier „Chronik des Wiener Goethe“ Vereins a. a. O. S. 23. [5]) Fischer S. 39. [6]) Goethes W. Kurz B. 12, S. 704. [7]) Vergl. zu .[4])

über dem grossen Mann den kleinen Menschen in ihm zu übersehen, wollen wir zunächst noch dahingestellt sein lassen. Wie aber Fischer aus den Goetheschen Worten herauserkennen will, der Dichter habe damit Bonaparte als ausgesprochenen Realisten charakterisieren wollen, ist mir unerfindlich. Goethe hat seinen dunkelsinnigen Ausspruch an derselben Stelle näher erklärt, und diese Erklärung hätte unser Autor, um den richtigen Sinn zu finden, vor allem nicht ausser Acht lassen sollen:[1]) „In der Idee leben heisst, das Unmögliche behandeln, als wenn es möglich wäre. Mit dem Charakter hat es dieselbe Bewandtnis; treffen beide zusammen, so entstehen Ereignisse, worüber die Welt vor Erstaunen sich Jahrtausende nicht erholen kann."

Welches war nun die Idee oder das Ideal, in dem Napoleon so ganz lebte und es zu verwirklichen trachtete? Was war das Unmögliche, das er so behandelte, als wenn es möglich wäre? Es ist ja bekannt, wie die Franzosen sich einbildeten, das Messiasvolk der Erde zu sein, und wie sie daher gar nicht anders als erobernd auftreten konnten. Wie dann Napoleon als Erbe der Revolution den ungeheuren Plan eines Weltreichs, das er ein Föderativsystem nannte, zu verwirklichen suchte; Frankreich, von Trabantenstaaten umgeben, das war sein Ideal. Ein solcher Gedanke eines Weltreichs konnte aber in der Wirklichkeit nicht dauern, weil er der gesamten, ein Jahrtausend alten geschichtlichen Entwicklung Europas Hohn sprach. Die Idee des Nationalstaates, die damals zum Leben erwacht, gerade durch die Bonapartesche Gewaltherrschaft und ihre Negierung jedes nationalen Empfindens der Völker in dem politischen Denken zur Herrschaft kam und die politische Geschichte Europas im 19ten Jahrhundert beherrschen sollte, erwies sich, wenn auch noch lange nicht überall siegreich, doch stärker, als der römische oder karolingische Weltherrschaftsgedanke des korsischen Emporkömmlings. Hier hat Bonaparte, ganz wider seine Absicht, nicht aufgebaut, sondern nur zerstört. Dadurch, dass er die nationalen Gefühle der unterworfenen Völker misshandelte, mit Füssen trat, hat er nach und nach einen beispiellosen nationalen Grimm in ihnen zur Reife gebracht, sie zum Aufstand getrieben und ihnen so schliesslich, ohne es zu wollen, zur Einheit und Freiheit verholfen. Seine ganze auswärtige Politik ist nur ein gigantisches Abenteuer gewesen.[2]) Sein Gedanke eines Universalreiches im 19ten Jahrhundert war vernunftwidrig, und insofern kommt ihm die Bedeutung eines wirklichen Ideals im strengen Sinne nicht zu. Der wahre Idealist hält sich innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft, nur der falsche schreitet über sie hinaus in's Vage der Phantasterei. Und es ist fast, als wenn Goethe diese Idee, in der Napoleon so ganz lebte und webte, ohne seine Absicht klarer hätte bestimmen wollen, wenn er sagt: Eine jede Idee tritt als ein fremder Gast in die Erscheinung, und wie sie sich zu realisieren beginnt, ist sie kaum von Phantasie und Phantasterei zu unterscheiden".[3]) Nicht eine jede Idee, muss man ergänzend hinzufügen, sondern die, welche über die Grenzen der menschlichen Vernunft hinausschweift und ihren Träger zur Karrikatur des Idealisten, zum Phantasten, macht. „Wenn schon der wahre Idealism in seinen Wirkungen unsicher

[1]) Vergl. S. 21 zu 6). [2]) Treitschke „Politik." Vorles. geh. an d. Universität Berlin; herausg. von Cornicelius. Leipzig 1898. B. 2. S. 203. [3]) Goethes W. Kurz B. 12, S. 730.

und öfters gefährlich ist, so ist der falsche in den seinigen schrecklich. Der Phantast verlässt die Natur aus blosser Willkür, um dem Eigensinn der Begierden und den Launen der Einbildungskraft desto ungebundener nachgeben zu können. In die Lossprechung von moralischen Nötigungen setzt er seine Freiheit, er verleugnet nicht bloss den menschlichen, er verleugnet allen Charakter, er ist völlig ohne Gesetz. Und eben darum, weil die Phantasterei keine Ausschweifung der Natur, sondern der Freiheit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage entspringt, so führt sie auch zu einem unendlichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer völligen Zerstörung sich endigen."[1]) Wer möchte hier nicht an Napoleon denken, an den Napoleon, wie ihn die Herzogin Amalie kennzeichnet, und wie er eigentlich erst nach 1807 sich der staunenden Menschheit offenbarte: „Im Grunde wissen sie alle nicht, was sie wollen, auch selbst Bonaparte, der nur seinem tollen und blinden Stolz den Zügel laufen lässt und sucht, wie weit er kommt.[2])

Aber auch abgesehen von dem Ausschweifenden, Masslosen seines richtunggebenden Lebenszieles, welch schrankenlose, glühende Südländerphantasie in seinen einzelnen Entwürfen von unermesslicher Weite! Unter seinen Fähigkeiten nennt Taine seine konstruktive Einbildungskraft die stärkste. „Ses yeux brillent d'un éclat étrange . . . . il a été saisi par l'inspiration et il s'y livre. Subitement, la faculté maîtresse s'est dégagée et déployée; l'artiste, enfermé dans le politique, est sorti de sa gaine; il crée dans l'idéal et l'impossible."

Solch wunderbare Conceptionen werden besonders mit seiner ägyptischen Expedition in Verbindung gebracht. Er träumte von allem Möglichen und sah die Mittel, seine Träume zu verwirklichen. Er sah sich auf dem Wege nach Asien, nachdem er eine neue Religion gestiftet, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Kopfe, einen neuen Alkoran in der Hand, den er nach eigenem Ermessen zusammengestellt. Die Erfahrungen zweier Welten wollte er in seinen Unternehmungen vereinigen, die Domäne der Geschichte sich dienstbar machen, die englische Macht in Indien angreifen, und durch diese Eroberung seine Verbindung mit Europa wieder anknüpfen.[3]) Taine und Fournier berichten dann übereinstimmend von dem Plan Napoleons, den Feldzug nach Syrien über Kleinasien bis in die europäische Türkei fortzusetzen, um das Reich des Sultans umzustürzen und sich dort eine Herrschaft zu gründen. „J'arrive à Constantinople avec des masses armées; je renverse l'empire turc; je fonde dans l'Orient un nouvel et grand empire, qui fixera ma place dans la postérité, et peut-être je retournerai à Paris par Adrianople ou par Vienne, après avoir anéanti la maison d'Autriche.[4]) Europa ist ihm ein Maulwurfshaufen; nur im Orient hat es grosse Reiche und grosse Revolutionen gegeben, wo sechshundert Millionen Menschen leben. Seit 1804 steht das Reich Karls des Grossen im Centrum seiner Ein-

[1]) Schiller „Ueber naive und sentimentale Dichtkunst a. a. O. S. 151. [2]) K. L. v. Knebels literar. Nachlass und Briefwechsel; herausg. von Varnhagen v. Ense und Theodor Mundt. Leipzig 1835. B. 1. S. 211.

[3]) Fournier „Napoleon I". Eine Biographie 1889. B. 1 S. 121.

[4]) Taine „Origines de la France contemporaine" a. a. O. S. 1—116.

bildungskraft. Alle Könige Europas sollen in Paris ihre Residenzschlösser haben, um bei der Krönung der französischen Kaiser anwesend zu sein. Der Papst soll dort residieren. Im November 1811 ruft er aus: „In 5 Jahren werde ich der Herr der Welt sein; es bleibt nur Russland, ich werde es zerschmettern .... Paris wird bis St. Cloud reichen ... wird 4 Millionen Menschen haben, wird etwas Märchenhaftes, Kolossales, bis auf unsere Tage Unbekanntes sein. Archimedes machte sich anheischig, die Welt aus ihren Angeln zu heben, wenn man ihm die Möglichkeit gäbe, irgendwo seinen Hebel einzusetzen; ich würde sie überall umgestaltet haben, wo man mich meine Energie, meine Ausdauer, meine Mittel hätte einsetzen lassen." In Aegypten legt er sich vor den Scheiks und Muphtis eine Art göttlicher Mission zu, das Werk Mahomets zu vollenden.[1])

Allerdings sind diese Berichte trotz der bedeutenden Namen, in deren Geschichtswerke sie übergegangen sind, mit der grössten Vorsicht aufzunehmen. In Bezug auf die indische Unternehmung hat Fournier in der neuesten Auflage seines Werkes seine Behauptung zurücknehmen zu müssen geglaubt, aber auch der Plan eines orientalischen Kaisertums mit dem Mittelpunkt Konstantinopel, der Rückmarsch nach Paris über Adrianopel und Wien gehören wohl in den Bereich der Mythenbildung, die ja bekanntlich um keine andere grosse Persönlichkeit der neueren Geschichte in dem Masse wie um Napoleon ihre Epheuranken gewunden hat. Alle diese Nachrichten gehen zum grössten Teil auf die Memoirenliteratur zurück, die in Bezug auf das Tatsächliche ausserordentlich unzuverlässig ist.[2]) Aber schon der Umstand, dass man ihm solche Ausbrüche der Verzückung in den Mund legte, wie sie sich in den Memoiren der Rémusat, Bouriennes, Talleyrands finden, ihm solche Ausgeburten der „künstlerischen Imagination" zutraute, lässt auch für den besonnenen Historiker einen Schluss zu auf die Richtung, in der sich seine politischen Projekte bewegten. Lanfrey hat sie uns gezeigt. Er deckt die Ungeheuerlichkeit, die Ziel- und Masslosigkeit, das gewaltsam Abenteuerliche und Phantastische und eben damit die Schwäche und innere Haltlosigkeit der ganzen Napoleonschen äusseren Politik auf.[3]) Wir erkennen aus Lanfreys vernichtender Kritik, dass ihm die erste Bedingung eines grossen Staatsmannes fehlte: Der Blick für das Erreichbare, die Fähigkeit, das unter gewissen Voraussetzungen wirklich Ausführbare richtig abzuschätzen, Eigenschaften, die in dem grossen Kurfürsten, in Friedrich dem Grossen, in Bismarck wirksam, Werke zu stande brachten, die die Stürme der Zeiten überdauerten, während Bonapartes Riesenbau schon nach wenigen Jahren rettungslos zusammenbrach.

Aber das ist das Wunderbare an diesem Manne, der eine so ausschweifende, grenzenlose Phantasietätigkeit mit einer seltenen Schäfre und Klarheit des Verstandes in sich vereinigte. In der Anwendung der Mittel zur Verwirklichung seiner unausführbaren Pläne war er der genialste, vollkommenste Realist und Praktiker, der klügste Rechner, der rück-

[1]) Lanfrey „Histoire de Napoléon I". B. 1. Paris 1869. S. 385.
[2]) Vergl. dazu Roloff „Preussische Jahrbücher." B. 117, H. 11. 1904. S. 253.
[3]) Lanfrey a. a. O. B. 4. Paris 1870. S. 509ff. B. 4. Paris 1870 S. 23f. B. 5. Paris 1875 S. 314ff. (Kritik des Berliner Dekrets), und anderwärts.

sichtsloseste Ausbeuter menschlicher Fähigkeiten und Schwächen für seine Zwecke, unerschöpflich in der Auffindung und zweckmässigen Ausnützung der Hilfsquellen, von einer Richtigkeit und Klarheit der Combinationsgabe, einem divinatorischen Scharfblick, einer Fähigkeit, die Gunst der Gelegenheiten zu erkennen und sich ihrer zu bemächtigen, wie sie in der Geschichte einzig dastehen, und gerade Lanfrey ist es, der ihm auch nach dieser Seite volle Gerechtigkeit widerfahren lässt.[1])

Und Goethe ist es gerade, der diesen inneren Widerspruch in seinem oben angeführten berühmtesten Ausspruch über Napoleon aufdeckt. Der Mann, der ganz in phantastischen Ideeen lebte, war, in der fortlaufenden Kette seiner Taten und in dem inneren und logischen Zusammenhang seiner Handlungen betrachtet, der kühlste, verstandesklarste Realist, ja unerbittlicher Materialist. Aber bei seinem ungeheuren Egoismus konnte nur die letztere Seite seines Charakters sein Urteil über andere beeinflussen; denn sie waren ihm nur Mittel für seine Zwecke, Zahlen in seinem grossen Rechenexempel. Daher seine bekannte Verachtung der Ideologen, und darin liegt der Grund, „warum der Ideolog dem lebhaft wirkenden Tagesmenschen so zuwider war."[2]) In seinem öffentlichen Reden und Handeln trug dieser extreme Phantast eine grenzenlose Verachtung jedes Idealismus zur Schau, den er verspottete, wo er nur konnte, wodurch er schliesslich alle idealen Mächte gegen sich auf's äusserste aufbrachte. Goethe gibt uns zugleich einen Einblick in die tiefste Ursache seines Falles, wenn er sagt: „Napoleon gibt uns ein Beispiel, wie gefährlich es sei, sich in's Absolute zu erheben, und alles der Ausführung einer Idee zu opfern."[3]) Und diese innere Dissonanz ist wenigstens eine mitwirkende Ursache seines Unterganges gewesen, der Widerspruch zwischen phantastischem Zweck und kalt verständigen Mitteln.[4]) Das sind die zwei schwer zu vereinigenden Haupterscheinungsformen dieses grössten psychologischen Rätsels der Weltgeschichte, wie sie Goethe zwar etwas dunkelsinnig, aber richtig gekennzeichnet hat. Nicht aber enthält, wie Fischer will, Goethes Ausspruch eine besondere Definition für das ausschliesslich Reale in dem grossen Wirklichkeitsmenschen Napoleon. Wie es sich nun mit der von unserm Autor behaupteten, wenn auch nicht so weit wie bei Napoleon gehenden Negation des idealen Moments in allem Denken und Tun bei Goethe verhält, haben wir oben gesehen. In Wahrheit steht der eherne Idealist Goethe dem extremen Phantasten und dabei krassen Materialisten Napoleon gegenüber.

Aber nicht genug, dass unser Autor Goethe als den „grossen Realisten" in der gesamten Weltanschauung und Lebensrichtung neben Bonaparte stellt, er behauptet noch weiter eine Aehnlichkeit beider bezüglich der Geringschätzung alles dessen, was man Idee, Abstraktion, allgemeine Regel nennt, für den Dichter also in seinen poetischen und wissenschaftlichen Arbeiten. Er beruft sich zum Erweis dessen auf die gegenständliche, konkrete, erfahrungsmässige Richtung in Goethes Dichten und Denken, insbesondere auf das bekannte

[1]) Lanfrey a. a. B. 5 S. 457f.
[2]) Goethes W. Kurz B. 12. S. 730. [3]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 315.
[4]) Harnack a. a. O. S. 250.

Gespräch Goethes mit Schiller über Idee und Erfahrung.[1]) Wenn es auch nicht im ganzen unseres Dichters Art war, wie er selber sagt, „als Poet nach Verkörperung von etwas Abstraktem zu streben," so hat er doch bei vielen seiner Dichtungen sich nicht an diesen Grundsatz gehalten, die mit zu dem Vollendetsten gehören, was er geschaffen, es sei hier nur an die „Braut von Korinth," „den Gott und die Bajadere", „den Paria", überhaupt an die Balladendichtung erinnert. „Und gerade weil bei ihnen der Gedanke entweder ganz oder am stärksten durch das Bild ausgesprochen wird und dieses Bild wie ein übergeworfener Schleier wirkt, durch welchen der Gedanke ahnungsvoll hindurchschimmert, haben diese Gedichte für uns einen magischen Reiz."[1]) Wer möchte ferner in den Wahlverwandtschaften, im Egmont, im Tasso die poetische Verkörperung bestimmter Ideen verkennen? Wie verträgt sich überdies mit der Behauptung Fischers der merkwürdige Ausspruch Goethes, dass er gedichtet habe, nicht bloss, um sich zu beruhigen, sondern um seine Begriffe von den Dingen zu berichtigen? Für die Farbenlehre ferner ist es bezeugt, dass er dabei alles aus grossen Urgesetzen abgeleitet und die einzelnen Erscheinungen immer darauf zurückgeführt habe.[2]) Wie könnte nur in Abrede gestellt werden, dass sein ganzes dichterisches Schaffen von bestimmten Ideen der Kunstanschauung Ziel und Richtung erhielt? Sein ganzes Leben, das nach seinem eigenen Ausspruch von dem Bestreben erfüllt war, ihn einsichtiger und besser zu machen, auszusprechen, was er für gut und wahr erkannte, und dadurch in einem grossen Kreise zu wirken und zu nützen, stand gerade dadurch im Dienste der Menschheitsidee und verfolgte das höchste Ideal, die Menschheit zu höherer Einsicht und Gesittung emporzuleiten. Welch unbegreifliche Verkennung Fischers von dem tief eingreifenden Werte der Idee in Goethes poetischer und wissenschaftlicher Tätigkeit. Nur ein Mangel an wirklicher philosophischer Bildung vermag dies zu erklären. Denn unsere Ideen, selbst unsere Hirngespinste, sind Produkte derselben Natur, welche unsere Sinneswahrnehmungen und Verstandesurteile hervorbringt. Die Idee unterscheidet sich vom Hirngespinste nur durch ihren Wert und ihr Verhältnis zum vollkommenen, idealen Wesen des Menschen. Die Idee ist für den Fortschritt der Wissenschaften, an dem ja auch Goethe solch grossen Anteil hatte, so unentbehrlich, wie Tatsache und Erfahrung. Der Verstand kann die Idee nicht machen, aber er richtet sich nach ihr und huldigt ihr. Die wissenschaftliche Idee entsteht wie die poetische, die metaphysische, aus der Wechselwirkung aller Elemente des individuellen Geistes. Die entwickelte, methodisch sicher gewordene Wissenschaft bildet die Idee auf dem Wege der exakten Forschung fort zur Hypothese und endlich zur Theorie.[3])

Einen starken Nachdruck legt Fischer auf die Feindschaft und principielle Abneigung der beiden gegen die französiche Revolution; damit in enger Beziehung behauptet er ihre Uebereinstimmung im politischen Denken,[4]) besonders ihren Abscheu gegen Volks- resp. Parteiherrschaft. Daraus ergibt sich ihm denn, dass Napoleon Goethes Ideal eines Herrschers durchaus entsprochen habe.[4])

[1]) Bielschowky a. a. O. II, S. 385ff. [2]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 185. [3]) Lange „Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung für die Gegenwart" Leipzig 1896. B. II. S. 178. [4]) Fischer S. 16ff. 35.

Was nun zunächst ihre Stellung zur französischen Revolution angeht, so ist es überhaupt ganz unmöglich, sie in eine so bestimmte Formel, wie Abscheu, Abneigung, Gegnerschaft, einzufangen. Heute ist es ja eine bekannte historische Tatsache, wie Bonaparte allen Wandlungen des republikanischen Parteiregiments mit den schlangengleichen Windungen seines durch keine Gewissensbedenken gehemmten, ganz einzigen Strebergenies sich anzuschmiegen wusste. Die Metamorphose vom Parteigänger der antifranzösischen, korsischen Nationalpartei durch den überzeugten Republikaner und Freund der unbeschränkten Volksfreiheit hindurch zum gekrönten Träger einer àn orientalische Despotieen erinnernden Säbelherrschaft machte er in wenigen Jahren durch. Wenn er nach dem Sturze Robespierres, mit dem er in engster Verbindung war, wiewohl er es später ableugnete, mit Anklage, Kassierung, Hinrichtung bedroht, in einem Schreiben an den Konvent aus dem Gefängnis emphatisch beteuert: „Hab' ich nicht seit Beginn der Revolution an ihren Grundsätzen festgehalten? Ich habe den Aufenthalt in meinem Departement geopfert, mein Hab und Gut verlassen, alles verloren für die Republik",[1]) so können wir heute kaum beurteilen, ob das damals wirkliche Ueberzeugung bei ihm war oder nur die klug ausstudierte Geste des „strebsamen Jünglings". Aber schon im Juni 1797, als er in Italien für die zukünftige Rolle des tyrannischen Imperators seine Vorstudien vor aller Welt machte, seine Berechtigung und Befähigung durch glänzende Siegeslorbeeren bezeugend, da stand ihm schon das Ziel seines Ehrgeizes, „der nach allem strebte," wie es der Scharfsinn seiner Lehrer schon herausgefunden, unverrückbar fest: den Krater der Revolution zu schliessen, der Republik ein Ende zu machen, um selbst das Steuer des Staates in die Hand zu nehmen.[2]) Ob nun die Einsicht in die Unhaltbarkeit der Zustände in Frankreich, wie sie sich unter der Republik entwickelt, und die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Diktatur für die gegenwärtige Lage des französischen Volkes oder nur sein nach der höchsten, unumschränkten Gewalt strebender Ehrgeiz, seine unüberwindliche Herrschsucht, die naturgemäss nur durch den Umsturz des revolutionären Parteiregiments ihr Endziel erreichen konnten, mehr Einfluss auf seinen Entschluss gehabt, wer möchte das heute entscheiden wollen? Ob überhaupt nur innerer Drang nach schrankenloser Betätigung bei einem Herrschertalent ersten Ranges ihn nunmehr zum erklärten Gegner der aus der Revolution hervorgegangenen Demokratie, des cliquenhaften Parteiwesens mit seiner Unordnung und Verwirrung in Staat und Gesellschaft und zu einem überzeugten Vertreter des monarchischen Princips machte? Wenn er sich später auf St. Helena Las Kases gegenüber nur der idealsten, menschheitsbeglückenden Beweggründe bei seinem Uebergang vom republikanischen Parteimann zum tyrannischen Selbstherrscher rühmt, so sind wir heute in der Lage, in die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit dieser Bezeugung seiner Gesinnung ebenso Zweifel zu setzen, wie in die seiner Berichte über Ereignisse aus seinem Leben.[3])

---

[1]) Fournier „Napoleon I." a. a. O. B. 1. S. 48. [2]) Taine „Origines etc. a. a. O. Régime moderne." B. 1. S. 69f.

[3]) Fournier „Napoleon I." B. 1. S. 58. B. 3. S. 238f.

Aber als er dann so glänzend wie kein anderer seine Befähigung zum Alleinherrscher zunächst durch einen neuen, soliden Aufbau der gesamten, streng centralisierten Verwaltung dokumentierte, mit eiserner Faust in kurzer Zeit Ruhe und Ordnung schuf, einen Militär und Polizeistaat auf festen Fundamenten errichtete, da hat er doch die materiellen Errungenschaften der Revolution festgehalten: Gleiches Recht für alle, Sicherheit des Besitzes, geregelte, prompte Justiz und den von Goethe so gerühmten Grundsatz der „carrière ouverte aux talents", das völlig freie Avancement. Von einer der wichtigsten Errungenschaften der Revolution, der Volksvertretung, liess er wenigstens den Schein in dem Schauspiel eines Parlaments. Auch darin zeigt sich eine gewisse Anerkennung der Idee der Volkssouveränität, mag sie auch immerhin nur aus Opportunitätsrücksichten erfolgt sein, dass er doch das Consulut auf Lebenszeit, die Kaiserwürde sich durch Volksabstimmung zuerkennen liess, gleichsam als wenn er die zürnenden Manen der Revolution dadurch hätte versöhnen wollen. Beim Antritt der Herrschaft der hundert Tage machte er sogar den aus der Revolution hervorgegangenen politischen Idealen ein sehr erhebliches Zugeständnis in einer Art liberaler Constitution mit gewählter Volksvertretung und weitgehenden persönlichen Freiheitsrechten. Auch dieser Verfassung liess er durch Volksabstimmung die Bestätigung geben. Treffend nennt daher Treitschke diese vom Volke sanktionierte Gewaltherrschaft des „homme peuple" Napoleon einen „demokratischen Despotismus."[1]) Auf St. Helena, wo es sich darum handelt, für die Zukunft seiner Dynastie die Gemüter der Franzosen zu bearbeiten, spielt er sich, der angebliche Gegner der Revolution, skrupellos in seinen Memoiren als den Helden der Revolution auf;[2]) denn nur durch die Revolution können die Bourbonen von neuem gestürzt, kann seine Dynastie wieder das Schicksal Frankreichs werden.[3])

Mag nun auch immerhin die despotische Allgewalt des römischen Cäsarismus die Staatsauffassung sein, die Bonapartes innerster Natur entsprach, weil er für sie den grossen Beruf in sich fühlte, so hat diese seine Auffassung allein seine Stellung zur französischen Revolution nicht bedingt. Wir sehen ihn doch mit dem durch die Revolution zur Herrschaft gelangten demokratischen Zeitgeist paktieren. Und so ist es nur sein Egoismus, sein unersättlicher Ehrgeiz, der auch seinen Nachruhm, die Zukunft seiner Dynastie in seinen Bereich zieht und über das Grab hinaus sein Handeln bestimmt, sie sind es vor allem, die auch für seine völlig grundsatzlose Haltung gegenüber der französischen Revolution von allein massgebender Bedeutung sind.

Nichts berechtigt uns nun dazu, solch selbstsüchtige Interessen für das Verhältnis Goethes zur französischen Revolution als bestimmend anzunehmen. Was er hauptsächlich von dieser alles vom Untersten zum Obersten kehrenden Erschütterung besorgte, und woraus sich seine Abneigung gegen diese Bewegung schon von Anfang an, wie wir heute wissen, trotz der bekannten Stelle im sechsten Gesang von „Hermann und Dorothea" vor allem

---

1) Treitschke „Politik" a. a. O. B. II, S. 204 und 285. 2) Fournier „Napoleon I. B. III. S. 285.
3) Vergl. zu 2). Wie will Fischer mit dieser historisch unbestrittenen Tatsache seine S. 25 ausgesprochene Behauptung vereinbaren: Napoleon diente nie der Zeit und ihren Ideen?

erklärt, das war nicht so sehr das politische Uebel, als vielmehr die soziale Unordnung, die Störung und Verwirrung der sozialen Verhältnisse und durch sie die Behinderung ruhiger Bildung.[1]) Er, dem nur „Kultur und Barbarei" Dinge von Bedeutung waren,„[2]) der dem Volke und seiner Bildung sein ganzes Leben gewidmet, konnte sich unmöglich mit einem Gang der politischen Entwickelung in Frankreich befreunden, die in ihrer Ausartung die idealen Güter und Besitztümer der Menschheit dem Verderben preisgab. Er konnte kein Freund sein „des revolutionären Pöbels, der auf Raub, Mord, Brand ausgeht und hinter dem falschen Schilde des öffentlichen Wohles nur die gemeinsten, egoistischen Zwecke im Auge hat." Er hielt überhaupt nichts von gewaltsamem Umsturz zum Zweck einer Besserung des politischen und sozialen Zustandes, „weil dabei ebenso viel Gutes vernichtet als gewonnnen wird."[2]) Er begründet dies psychologisch tiefer damit, dass ihm „jedes Gewaltsame, Sprunghafte in der Seele zuwider war, denn es ist nicht naturgemäss." Der Einsicht aber, dass die französiche Revolution auch wohltätige Folgen gehabt, dass sie auch Gutes gewirkt, wenn es auch im Anfang nicht sichtbar war, hat er sich später nicht verschlossen.[2])

Dazu kommt aber noch, dass sein ganzes politisches Denken auch sein Verhältnis zur Revolution notwendig beeinflussen musste. Lorenz hat sich der schwierigen Aufgabe unterzogen, uns Goethe in seinen politischen Anschauungen und Grundsätzen, in seiner Tätigkeit als Staatsmann und Verwaltungsbeamten zu beleuchten. Das ist nicht leicht. Denn nichts war seiner Natur mehr zuwider, als die Beurteilung der Dinge aus einem bestimmten politischen Parteistandpunkt. Er bekannte sich überhaupt zu keiner bestimmten, in sich zusammenhängenden Staatslehre. Der heutige parlamentarisch geschulte, wahlberechtigte, kannegiessernde Bierbankpolitiker, der seine politische Weisheit an aller Regierungstätigkeit vom Reichskanzler bis zum Bürgermeister herunter kritisch erprobt, wird sich entsetzen, den grossen Goethe über den politischen Beruf des Staatsbürgers so trivial urteilen zu hören. „Das Vernünftigste ist immer, dass jeder sein Metier treibe, wozu er geboren ist, und was er gelernt hat, und dass er den andern nicht hindere, das Seinige zu tun. Der Schuster bleibe bei seinem Leisten, der Bauer hinter dem Pfluge, und der Fürst wisse zu regieren. Denn das ist auch ein Metier, das gelernt sein will, und das sich niemand anmassen soll, der es nicht versteht."[3]) Hierin liegt zugleich eine Zurückweisung alles dessen, was man Volksvertretung, Kammerdebatten, Parlamentarismus, das Ideal des *δῆμος μόναρχος* nennen kann. Seine politischen Sinngedichte und Sprüche sind überall Zeugnisse für diesen, wenn man so sagen darf, konservativen Standpunkt.

„Ich bin so sehr geplagt
Und weiss nicht, was sie wollen,
Dass man die Menge fragt,
Was einer hätte tun sollen."[4])

---

[1]) Fournier „Chronik des Wiener Goethe-Vereins" a. a. O. S. 20.
[2]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 441, 463, 590.
[3]) Lorenz Goethes politische Lehrjahre" a. a. O. S. 13, 18, 34.
[4]) Goethes W. Kurz. „Politica." B. 1, S. 559.

Bekanntlich hat er sich den Weimarschen Kammerdebatten nach Einrichtung der Konstitution stets ferngehalten.

„Warum denn aber bei unsern Sitzen,
Bist du so selten gegenwärtig?
Mag nicht für lange Weile schwitzen,
Der Mehrheit bin ich immer gewärtig.“[1]

Er begründet seine abweisende Haltung und sein Fernbleiben noch näher:

„Konstitutionell sind wir alle auf Erden:
Niemand soll besteuert werden,
Als wer repräsentiert ist.
Da dem so ist,
Frag ich und werde kühner:
Wer repräsentiert denn die Diener?“[2]

Dass er nach alledem auch über das durch die Revolution emporgekommene Princip der Volkssouveränität ein schroffes Verwerfungsurteil fällte, bedarf keines weiteren Beweises. Wir haben aber gesehen, dass Napoleon wenigstens den Schein einer Anerkennung dieses Princips immer aufrecht erhielt, wenn auch seine despotische Regierung sich wenig oder garnicht darum kümmerte. Denn das ist ja das Grosse an ihm, dass er das Bedürfnis der Franzosen, wie eine Herde sich beherrschen zu lassen, frei zu reden, in der Tat aber geknechtet zu sein, klar erkannte.[3] Er täuschte sie mit dem Phantom der Freiheit, während er in Wirklichkeit jedes Selbstbestimmungsrecht nicht bloss des französischen Volkes, sondern auch der von ihm bezwungenen Völker mit Füssen trat.

Dieses sein Verhältnis zur Volksfreiheit ist der Punkt, durch welchen die Trennungslinie zwischen seiner und der Goetheschen Anschauung hindurchgeht. Wenn Fischer nicht umhin kann, bei aller seiner augenfälligen Sympathie für den grossen Helden auf das Verdammungsurteil der Historiker und der Menschheit hinzuweisen, dass er als Erbe der Revolution seine grosse und schöne Mission, die nicht anzuzweifeln ist, aufs schlimmste verkannt, das Testament der Revolution gefälscht, an den Völkern gefrevelt habe,[4] so erhält dieses Anathem gerade in diesem Zusammenhange gegenüber dem Goetheschen Standpunkt seine hellste Beleuchtung. Gewiss trat in allen Ländern, welche in den Machtbereich der Bonaparteschen Herrschaft gezogen wurden, der Anlauf zu einer neuen, bessern Ordnung der Dinge hervor in Verwaltung, Besteuerung, Gerichtswesen, Gesetzgebung. Die letzten Reste des mittelalterlichen Feudalstaates wurden weggeräumt. Für die Besserung der ökonomischen Lage der grossen Massen des Volkes wurden die Bedingungen geschaffen. Die bürgerliche und soziale Ungleichheit, die Scheidemauern

1) Goethes W. Kurz, „Politica.“ B. 1. S. 359.
2) Vergl. zu 1).
3) Treitschke „Politik.“ a. a. O. S. 208.
4) Fischer S. 107.

zwischen Klassen und Koterieen, durch die Revolution beseitigt, wurden von Napoleon nicht wieder aufgerichtet, und diese Errungenschaften der Revolution kamen nunmehr auch den Vasallenstaaten zu gute. Aber alles dies hatte doch nur den einen Zweck, die Menschen materiell zu heben, die volkswirtschaftlichen Zustände günstig zu beeinflussen. Was wollte das aber besagen gegenüber der fürchterlichen Knechtung der Geister, der Vernichtung aller geistigen Bewegungsfreiheit, der Negierung jedes Selbstbestimmungsrechtes des Individuums, der moralischen Vergiftung der Volksseele durch ein polizeiliches Ueberwachungs-, Spionier- und Denunciationssystem, das jede Regung selbständigen Denkens zu ersticken und die politische Ueberzeugung und Staatsgesinnung napoleonisch zu uniformieren berufen war. Dazu die rücksichtslose Ausbeutung der militärischen Volkskraft, des Volksvermögens für den einen Zweck der Bonaparteschen Universalmonarchie, oder wie sie der Imperator cynisch nannte, des Föderativsystems der europäischen Staaten, die Verachtung jeder nationalen Sonderart, in der doch allein die Voraussetzungen und Bedingungen eines gesunden Staatslebens enthalten sind, aus der sich also auch alles Neue und Bessere in Verfassung und Verwaltung naturgemäss entwickeln muss.

Konnte einer solchen systematischen Vergewaltigung der Volksfreiheit der grösste Weise unter unsern Dichtern seinen Beifall spenden? Gerade hierin nimmt er einen principiell entgegengesetzten Standpunkt ein. Sein „Egmont“ ist ein Protest gegen diese Seite der Napoleonischen Staatskunst, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Er enthält ein Bekenntnis seiner volksfreundlichen Gesinnung, eine offenkundige Verherrlichung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker. Dem Versuch tyrannischer Willkür, das Volk einer seinem innersten Wesen zuwiderlaufenden tyrannischen Staatsgewalt zu unterwerfen, im Widerspruch mit seiner völkischen Sonderart und seiner ganzen bisherigen Entwicklung, ist hier für alle Zeiten das Urteil gesprochen. Als man ihn auf dieses Denkmal seiner volksfreundlichen Gesinnung einst hinwies, hat er es gleichzeitig klar ausgesprochen:[1] „Die Zeit ist im ewigen Fortschreiten begriffen, und die menschlichen Dinge haben alle fünfzig Jahre eine andere Gestalt, so dass eine Einrichtung, die im Jahre 1800 eine Vollkommenheit war, schon im Jahre 1850 vielleicht ein Gebrechen ist. Und wiederum ist für eine Nation nur das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem eigenen allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer andern. Denn was dem einen Volke auf einer gewissen Altersstufe eine wohltätige Nahrung sein kann, erweist sich vielleicht für ein anderes als ein Gift. Alle Versuche, irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfnis nicht im tiefen Kern der einzelnen Nation wurzelt, sind daher töricht“. Ausdrücklich betont er an derselben Stelle, dass er nie ein Freund „herrischer Willkür“ war. So legte auch dieses Bekenntnis seiner politischen Denkungsart Zeugnis davon ab, dass nicht die autokratische Uniformitätspolitik des Bonapartismus, die auf den Herdentrieb der Völker von ihrem Urheber zugeschnitten war, des Dichters Ideal sein konnte. Vielmehr war er der Mann der Tatsachen, der historischen Erfassung des Gegenstandes, der Berücksichtigung nationaler Sonderart, örtlicher und zeitlicher Verschiedenheit. Will man die Durchschnitts-

[1]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 441.

summe seiner politischen Grundsätze in ein bestimmtes politisches Glaubensbekenntnis bringen, dann kann man sagen, dass der aufgeklärte Despotismus in möglichst humanen Formen seinem Ideal der Regierungsweisheit vielleicht noch am nächsten gekommen sei.[1]) Wie sehr er gegen jede unter dem Napoleonischen Regime überall so schonungslos ausgeübte Volksbedrückung war, hat er auch sonst noch bezeugt. Er erklärt die Gesinnung der Gräfin in „den Aufgeregten“ für die seinige. „Sie hat sich überzeugt, dass das Volk zu drücken, aber nicht zu unterdrücken ist, und dass die revolutionären Aufstände der untern Klassen eine Folge der Ungerechtigkeit der Grossen sind. „Jede Handlung, die mir unbillig scheint,“ sagt sie, „will ich künftig streng vermeiden. Zu keiner Ungerechtigkeit will ich mehr schweigen, wenn ich auch unter dem Namen einer Demokratin verschrieen werden sollte.“ Dem entspricht auch seine vollkommene Ueberzeugung, dass irgend eine grosse Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. „Revolutionen sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend gerecht und fortwährend wach sind, so dass sie ihnen durch zeitgemässe Reformen entgegenkommen und sich nicht so lange sträuben, bis das Notwendige von unten erzwungen wird.“[2]) Noch mehr klingt es nach einem Bekenntnis zum volksfreundlichen, humanen Despotismus, wenn er sagt: „Welches Recht wir zum Regiment haben, danach fragen wir nicht, — wir regieren. Ob das Volk ein Recht habe uns abzusetzen, darum kümmern wir uns nicht, wir hüten uns nur, dass es nicht in Versuchung komme, es zu tun.“[3])

Ergibt sich so aus dem Vorhergehenden, dass die Stellung der beiden zur französischen Revolution und zum Selbstbestimmungsrecht der Völker unter wesentlich verschiedene Gesichtspunkte fällt, auch ihr politisches Denken mehr gegensätzlicher als ähnlicher Natur war, so darf in diesem Zusammenhange auch dasjenige nicht übergangen werden, worauf Fischer in der Beurteilung des ganzen Verhältnisses sich weiter beruft: der Glaube an die Persönlichkeit gegenüber der Masse, die Bedeutung des hervorragenden Individuums[4]). Dass dieser Glaube bei Goethe zur Erklärung der starken Anziehung herangezogen werden muss, welche Napoleon auf ihn ausübte, leuchtet ohne weiteres ein. Dass er bei Goethe vorhanden und für sein eigenes Verhältnis zur Menge mit bestimmend war, dass sich daraus zugleich die Abneigung der breiten Mittelmässigkeit gegen alles erklärt, was über sie hinausragt, dafür führt Fischer Belegstellen an,[4]) die aber zum Teil nicht das beweisen, was sie beweisen sollen. Dass der Masse, der Mittelmässigkeit wahre Grösse verhasst ist, von der doch allein jeglicher Fortschritt, alles Schöne und Gute, jede Verbesserung des allgemeinen Zustandes ausgeht, das hat er wie kein anderer bitter empfunden.[5])

„Lasst euch mit dem Volk nur ein,
Popularischen! Entschied es,
Wellington und Aristides
Werden bald bei Seite sein.

---

1) Lorenz a. a. O. S. 34f. 2) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 449f.
3) Goethes Werke Kurz B. 12. S. 721. 4) Fischer a. a. O. S. 19, 26. 5) Goethes W. Kurz B. 1. S. 559.

Wie zuwider ist ihm die Menge, der kurzsichtige Unverstand, der alles Hohe und Erhabene zu sich herabziehen möchte!

„Mir ist das Volk zur Last,
Meint es doch dies und das;
Weil es die Fürsten hasst
Denkt es, es wäre was".

Und wie scharf und schlagend deckt er den wahren Grund für diesen Hass des geistigen Plebs auf, indem er mit tiefer Tragik sein eigenes Schicksal berichtet:

„Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen."

Daher bei ihm auch die Anerkennung jeglichen grossen Vermögens, das aus der Menge hervorragte, aller entschiedenen Talente, auch derer, die ihrer Natur nach seinem eigenen Wirken diametral entgegengesetzt waren, aber auch das neidlose Geltenlassen des Grossen und Trefflichen in seinem eigenen Bereich. Welch rückhaltloses Geständnis seiner eigenen Abhängigkeit, ja seiner Inferiorität gegenüber der Bedeutung anderer für das, was er getan, spricht sich in den Worten aus: „Wenn ich sagen könnte, was ich alles grossen Vorgängern und Mitlebenden schuldig geworden bin, so bliebe nicht viel übrig".[1])

Ueberhaupt preist er sich selbst glücklich ob der Fähigkeit, „das Gute, Schöne, Vortreffliche mit Enthusiasmus anzuerkennen; er wünscht, es möge Sitte werden, dass man die Heronen aller Art feiert, welche über die Atmosphäre des Neides und Widerstrebens erhaben sind.[2])

Seinen „Heros" Napoleon hat er selbst auf ein so hohes Postament gestellt, dass alle andern, die er sonst noch als Helden und Geistesgewaltige gefeiert, tief unter ihm blieben. Jedoch muss man bei ihm ganz andere Motive voraussetzen, als bei jenen liebedienerischen Kreaturen des Imperators, welche die Schmeichelei zur Kunst ausgebildet hatten und ihm alles Ernstes versicherten, er gehöre nun gar nicht mehr der Weltgeschichte, sondern dem Zeitalter der Heronen an.[3]) Wenn er sie auch mit der gebührenden Verachtung strafte, so hat er selbst doch alles getan, um solche Blumen höfischer Beredsamkeit hervorzurufen. Wenn Fischer sagt, er habe noch unendlich rücksichtsloser die Person über die Menge triumphieren lassen,[4]) so trifft dies im Grunde doch nur auf seine eigene Person zu. Für diese hat er in Frankreich und ausserhalb seiner Grenzen einen Cultus ins Leben gerufen, der nur an der Selbstvergötterung des römischen Cäsarenwahnsinns ein Seitenstück hat. In dem auf seine Veranlassung herausgegebenen Katechismus für die französischen Schulen paradierte er als der „Gesalbte des Herrn." Auf die Frage in diesem Lehrbuch des Religionsunterrichts, was man von jenen zu halten hätte, welche ihrer Pflicht gegen den

[1]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 123.
[2]) Goethes Briefwechsel mit Zelter. Berlin 1834. Br. v. 20. Mai 1830.
[3]) Fournier „Napoleon I." a. a. O. B. 2. S. 149. [4]) Fischer S. 26.

Kaiser untreu würden, lautete die Antwort: „Nach dem heiligen Apostel Paulus würden sie wider Gottes eigene Anordnung sündigen und der ewigen Verdammnis schuldig sein."[1]) So liess sich denn der ehemalige hungernde Leutnant von Valence, der einst aus Mangel an Nahrung in Paris von seiner Taschenuhr sich hatte trennen müssen, von dem ersten Kulturvolk der Welt als das „Abbild Gottes auf Erden" verehren. Fürwahr, eine glänzende Karriere, ein schöner Weg, wie er selbst zugab. Aber zufrieden war er nicht damit. Am Tage seiner Kaiserkrönung beneidete er dem Minister Decrès gegenüber Alexander den Grossen, der sich zum Sohne Jupiters erklärt. „Nun, wenn ich mich heute zum Sohn des ewigen Vaters erklären würde, es gäbe kein Fischweib, das mich nicht auspfiffe. Nein, die Völker sind zu aufgeklärt; es bleibt nichts Grosses mehr zu tun."[2])

Dass einer solchen Natur, die sich selbst zu so schwindelnder Höhe über die gesamte übrige Menschheit erhob, diese selbst tief unter ihr als eine willenlose Herde erscheinen musste mit dem Berufe, ihr Joch zu tragen und ihren Plänen gehorsam zu dienen, das zu erkennen, bedarf es doch keines besonderen psychologischen Scharfblicks. Von einem selbstlosen Anerkennen, einem wirklichen Geltenlassen neben sich, wie wir es bei Goethe gesehen, konnte bei ihm keine Rede sein. Nur der deutsche Dichterfürst allein unter allen Zeitgenossen scheint ihm doch eine gewisse Hochachtung abgenötigt zu haben. Das „voilà un homme" oder „vous êtes un homme" der Erfurter Entrevue scheint doch ernst gemeint gewesen zu sein. Wieweit allerdings die Berechnung, den ersten Genius Deutschlands in seinen Kreis zu zwingen, dadurch die öffentliche Meinung günstig für sich zu stimmen, bei Beurteilung dieses Entgegenkommens in Betracht gezogen werden muss, das festzustellen ist hier noch nicht der Ort. Die Meinungen gehen, wie wir später sehen werden, darüber weit auseinander. Jedoch muss auch Fischer zugeben, dass die Absicht zu gefallen und für sich einzunehmen, in Napoleons Benehmen den deutschen Dichtern gegenüber unverkennbar zu Tage trat.[3])

Wohl war der durch die Revolution aufgekommene Grundsatz der „carrière ouverte aux talents" auch der seinige, aber doch nur insoweit, als diese „talents" willfährige Werkzeuge in seiner gewaltigen Hand waren. Sie standen tief unter ihm als ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter darunter.[4]) Ueber ihnen himmelhoch erhaben thronte der Mann, der sich vermass, das Schicksal der Welt zu sein, aus dem die Natur der Dinge rede und wirke, der mit der Wucht seines Genius jeden andern Willen niederdrückte. Die Generäle der Republik, die, ihm bei weitem nicht gewachsen, doch nach der Herrschaft über Frankreich gleich ihm gestrebt hatten,[5]) hatten weichen müssen. Moreau, der einzige gefährliche Rivale Napoleons, hatte weichen müssen. Auch über seine Siegeshelfer, die Marschälle, sprach der Kaiser mitunter nicht gerade rühmend. Keiner der Brüder, die er zu Königen gemacht, durfte in seiner Gegenwart sich setzen. Bei der Kaiserkrönung setzte er sich den Lorbeer-

[1]) Fournier „Napoleon I." a. a. O. B. 2. S. 165. [2]) Taine Origines etc. Régime moderne. B. 2 S. 77f.
[3]) Fischer S. 99. [4]) Treitschke „Deutsche Geschichte." Teil I. 1879. S. 270.
[5]) Roloff in den Preussischen Jahrbüchern a. a. O. S. 352.

kranz, noch ehe der Papst, den er absichtlich lange hatte warten lassen, danach greifen konnte, aufs Haupt, um auch in dieser Aeusserlichkeit symbolisch anzuzeigen, dass der Papst nicht etwa über ihm stehe.[1])

Dem gegenüber nur ein Blick auf Goethes Verhältnis zu Karl August, zu Schiller, zu Byron. Willig erkennt Goethe seines Herzogs Ueberlegenheit, wie Lorenz gezeigt hat, auf dem Felde der Politik an, wo der Fürst durchaus der Meister und der Dichter ganz der Lehrling war.[2]) Geradezu rührend ist es, wie er Schiller im Streben nach dem Höchsten, man möchte fasst sagen, den Vorrang zubilligt, indem er ihn als die alles belebende Kraft feiert, die die Geister in ihren Kreis gebannt hat.

„Auch manche Geister, die mit ihm gerungen,
Sein gross Verdienst unwillig anerkannt,
Sie fühlten sich von seiner Kraft durchdrungen,
In seinem Kreise willig festgebannt.
Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen,
Mit Allem, was wir schätzen, eng verwandt.“[3])

Wie erklärt sich nun aber bei Napoleons Bewertung auch der grossen Talente nur nach ihrer praktischen Brauchbarkeit für seine Zwecke, bei seiner unverhohlenen Geringschätzung alles sonstigen Menschenwertes[4]) die wunderbare Erscheinung, dass sich ihm die Menschen doch so leicht unterordneten, in Massen ihm zufielen, soviel er nur haben und brauchen wollte? „Die Menschen waren“, sagt Goethe selbst, „gewiss, ihre Zwecke unter ihm zu erreichen. Deshalb fielen sie ihm zu, wie sie es jedem tun, der ihnen eine ähnliche Gewissheit einflösst. Niemand dient einem Menschen aus freien Stücken; weiss er aber, dass er damit sich selber dient, so tut er es gern.“[5]) Alle Schilderungen des ersten Empire liefern uns den Beweis von des Kaisers Scharfblick für die beiden wichtigsten Triebfedern des Handelns im Charakter des französischen Volkes, die Ruhmsucht und die Habsucht, und wie er von diesen für seine Zwecke den gehörigen Gebrauch zu machen wusste. Und für jedes Verhältnis der Unterordnung hebt Goethe die selbstsüchtigen Motive als die wirksamsten hervor: „Man erkennt niemand an, als den, der uns nützt. Wir erkennen den Fürsten an, weil wir unter seiner Firma den Besitz gesichert sehen. Wir gewärtigen uns von ihm Schutz gegen äussere und innere widerwärtige Verhältnisse.“[6])

Ich sollte nun bald des Widerlegens müde sein. Der Beweis dafür, dass Fischer irrt, wenn er glaubt, eine so nahe Seelenverwandtschaft in der Aehnlichkeit oder gar Uebereinstimmung zwischen diesen beiden weltgeschichtlichen Charakteren ermittelt zu haben, dürfte in dem Vorhergehenden erbracht sein. Wenn er vorausgeschickt hat, eine solche Vergleichung bedürfe nicht eines Eingehns auf die Unterschiede im Wesen und Schaffen

1) Fournier „Napoleon I.“ a. a. O. B. 2. S. 51ff. 2) Lorenz a. a. O. S. 47f. Zwar hat Düntzer in seiner Gegenschrift „Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz“ die Lorenzsche Ansicht angegriffen, ich habe mich aber nicht von der Stichhaltigkeit seiner Einwände überzeugen können.
3) Goethes W. Kurz B. 5. S. 768. „Epilog zur Glocke.“ 4) Fischer S. 48. 5) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 272f. 6) Goethes W. Kurz B. 12 S. 670.

der beiden, so haben wir im Verfolg der Prüfung seiner Ausführungen gesehen, dass er sich doch an manchen Stellen dieser Notwendigkeit nicht entziehen konnte. Und es fragt sich doch noch sehr, ob nicht die Unterschiede so gross sind, dass von einer Vergleichung überhaupt nicht die Rede sein kann. Letztere kann doch nur dann ins Auge gefasst werden, wenn die Aehnlichkeiten die Unterschiede überwiegen. Hier aber scheint mir vielmehr, wie die ganze bisherige Betrachtung gezeigt hat, das Umgekehrte der Fall zu sein. Und da drängt sich doch ganz spontan die innerste Structur ihres seelischen Gewebes der vergleichenden Prüfung mit dem vollen Anspruch entgegen, auf sie als auf den letzten Grund alles Wirkens und Webens auch alle Lebensäusserungen zurückzuführen. Aber gerade das innerste Wesen der beiden grössten Individualitäten um die Wende des 19ten Jahrhunderts bedeutet die unüberbrückbare Kluft, welche die beiden Namen Goethe und Napoleon von einander trennt: Es ist ihr Verhältnis zur Wahrheit. Wenn auch Goethe über alle Sünden und moralischen Defekte des grossen Genius souverän hinwegsah, „weil er ihn als ausserordentliche Leistung der Natur schätzte, und weil er zu herrschen wusste,“[1]) über diesen Mangel hätte er nicht hinwegsehen dürfen. „Das erste und letzte,“ hat er selbst gesagt, „was vom Genie gefordert wird, ist Wahrheitsliebe.“ „Wer gegen sich selbst und andere wahr ist und bleibt, besitzt die schönste Eigenschaft der grössten Talente.“[2]) Daher auch seine Hochschätzung der sittlichen Grösse. Nur das Gewahrwerden dieser könne ihn noch zu Tränen rühren, wie er bekannte.[3]) In wie enge Beziehung er die Grösse des Intellekts zur Grösse der sittlichen Kraft und damit zur Wahrheit setzte, beweisst der kurze Satz: „Die Weisheit ist nur in der Wahrheit.“[4]) Der wirkliche Genius kann ja auch nicht anders als wahr sein. Denn das Geniale ist die höchste Stufe der Entwickelung. Es ist die höchste Aeusserung der in göttlicher Kraft schaffenden Natur, und die Natur lügt nicht; sie ist immer wahr, nur der Mensch trägt seine Lügen und Irrtümer in sie hinein. Jedes Produkt des Genius ist daher auch zugleich eine Manifestation der geheimnisvoll wirkenden und unerschöpflichen göttlichen Naturkraft, und so ist die innere Wahrheit das wichtigste Kriterium eines wirklich genialen Werkes. Ob nun wohl beide Grössen einer solchen Prüfung in allen ihren Lebensäusserungen stand halten? Wir wissen heute über keinen der grossen Geister der Vergangenheit soviel wie über Goethe. Er hat vor unsern Augen sein Leben und Denken, den unendlichen Reichtum seines innersten Gefühlslebens mit einer Offenheit und Aufrichtigkeit ausgebreitet, der in der Geschichte aller Zeiten und Völker nur noch Rousseau in seinen Bekenntnissen an die Seite gestellt werden kann. Während aber der Franzose bei dieser Entschleierung auch der geheimsten Falten seines Seelenlebens, der intimsten Geschehnisse einer wild bewegten Vergangenheit, der nichts Menschliches fremd blieb, auf ein wenig erfreuliches Bild hinblicken lässt, gewinnt der grösste deutsche Dichter; je mehr wir sein inneres und äusseres Leben bis ins kleinste durchforschen, trotz vieler auch an ihm enthüllten Züge menschlicher Schwäche, doch im ganzen an Glanz und

1) Creizenach „Goethe als Befreier“ Goethe-Jahrbuch B. XXII. S. 137.
2) Goethes W. Kurz B. 12. S. 728. 3) Biedermann „Goethes Gespräche a. a. O. B. 4. S. 10.
4) Vergl. zu 2) S. 674.

Schönheit der Erscheinung. Er hat in seinen Poesieen, wie er selbst sagt, „niemals affektiert." „Immer hab' ich nur geschrieben, wie ich fühle, wie ich meine," dieser Bezeugung seines Wahrheitstriebes dient sein ganzes Leben zur Bestätigung. Auch aus seinen Irrtümern spricht die Wahrheitsliebe, denn sie sind seine Ueberzeugung, am meisten aus seinen Urteilen über Bonaparte zu einer Zeit, als nach dem Falle des Eroberers die gewaltige Flut des Hasses und Zornes gegen den Unterdrücker die frühere mit Bewunderung gemischte Furcht und den Schrecken vor seiner Verfolgung fortgeschwemmt hatte. Da hat der Dichter allen Verfehmungen zum Trotz an „seinem Kaiser" festgehalten. Noch 1830 schreibt er an Zelter: „Auch hast Du ganz recht, Dir den Begriff von Napoleon nicht nehmen zu lassen; es hat uns zuviel gekostet, dahin zu gelangen, als dass wir ihn um der Hänse willen aufgeben sollten."[1]) Wie sehr ihm seine Aufrichtigkeit und Ueberzeugungstreue das Leben schwer gemacht, dessen war er sich wohl bewusst. „Man war im Grund nie mit mir zufrieden und wollte mich immer anders, als es Gott gefallen hatte, mich zu machen. Lobte man mich, so sollte ich das nicht mit freudigem Selbstgefühl als einen schuldigen Tribut hinnehmen, sondern man erwartete von mir irgend eine ablehnende bescheidene Phrase, worin ich demütig den völligen Unwert meiner Person und meines Wertes an den Tag lege. Das aber widerstrebte meiner Natur, wenn ich so hätte heucheln und lügen wollen. Da ich nun aber stark genug war, mich in ganzer Wahrheit so zu zeigen, wie ich fühlte, so galt ich für stolz und gelte noch so bis auf den heutigen Tag. In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, dass ich nicht heuchelte, und dass ich den Mut hatte, mich auszusprechen, wie ich empfand."[2])

In welchem Lichte erscheint uns dagegen der grosse Imperator, dem Goethe allerdings als einer ausserordentlichen Natur das Recht vindiciert, „aus der Moralität herauszutreten". Von seinen bekannten Fälschungen der geschichtlichen Wahrheit sagt ein so einwandfreier Historiker wie Lanfrey euphemistisch, dass er „grâce à la complaisante magie d'une mémoire sans conscience transformait à son gré les événements.[3]) Derselbe Geschichtschreiber gibt uns eine getreue Schilderung des Staatsstreichs vom 18." Brumaire, angesichtsdessen die Göttin der Wahrheit allerdings ihr Antlitz verhüllen musste. Ueber die mit edler Dreistigkeit vorgebrachte, von seinem Bruder gut geheissene feierliche Erklärung Lucian Bonapartes: „La liberté fut consolidée dans l'orangerie de Saint-Cloud", fällt er das Urteil: „L'histoire a conservé le souvenir de plus d'un solennel mensonge, mais on citerait difficilement une circonstance où la vérité ait été outragée avec plus de cynisme et d'impudeur."[3]) Boehtlingk hat nachgewiesen, dass schon für den jungen Bonaparte vor dem ersten italienischen Feldzug, als es sich ihm darum handelte, inmitten des revolutionären Chaos emporzuklimmen um jeden Preis aus der namenlosen Menge auf der einzig möglichen Stufenleiter militärischer Ehren, Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit unbekannte Begriffe waren.[4]) Aber dieses skrupellose Sichhinwegsetzen über alle Grundsätze einer conven-

[1]) Riemer „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter i. d. J. 1796—1832." Berlin 1834. T. 5. S. 412.
[2]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 439. [3]) Lanfrey a. a. O. B. 1. S. 341, 476.
[4]) Böhtlingk „Napoleon Bonaparte, seine Jugend und sein Emporkommen." Jena 1877. B. 2. S. 67ff, 120ff.

tionellen, durch das allgemeine Gewissen der Menschheit geheiligten Moral erscheint hier noch verständlich und begreiflich, wo er unter den furchtbarsten Kämpfen nur sein Ziel, auf den Gipfel der Menschheit sich zu erheben und alle Welt unter seinen Willen zu versammeln, erreichen konnte. Der ungeheure Wahn, der seinen Geist beherrschte, dass er eine weltgeschichtliche, kulturelle Mission zu erfüllen hätte, er hat ja auch heute noch gläubige Anhänger. Nach seinem Sturze aber in St. Helena, am Rande des Grabes, in unheilbarer Krankheit dem Tode entgegensiechend, wo ihm sein unbestechlicher, klarer, von Goethe so sehr gerühmter Verstand keine Hoffnung mehr vorspiegeln konnte, da lügt er nicht mehr im Banne grossartiger Berechnung, sondern nur noch nichtigen Ehrgeizes, kleinlicher Eitelkeit. So wird er selbst durch seine Memoiren Urheber der Napoleonischen Legende und ein Geschichtsfälscher ersten Ranges. Mit welchem Erfolge er und seine letzten Getreuen von St. Helena auf die Zeitgenossen zu Gunsten des Bonapartismus wirkten, dafür möge nur das eine Beispiel aus jener Zeit angeführt werden, dass Knebel in einem Schreiben an den Kanzler v. Müller von einem Machwerke, welches so von tendenziösen Erfindungen strotzte, wie des Las Cases „Mémorial de St. Hélène", aussagte, „man könnte künftig ein Evangelium aus diesem Buche machen."[1])

Diese Napoleonische Legende sollte seiner Dynastie wieder auf den Thron helfen, seinen Namen in eine ideale Sphäre für die zukünftige Menschheit erheben. Ihren Zweck hat sie erreicht, aber der Erfolg war nicht von langer Dauer. Vermochte dieser „*grösste* Verstand, den die Welt gesehen",[2]) nicht mehr zu erkennen, dass der Geisst des neunzehnten Jahrhunderts, der unbarmherzige Wahrheitssucher, das Werk der Lüge und des Truges zerstören, den Thron zu Falle bringen würde, der darauf errichtet worden? Und doch hatte die zersetzende Schärfe dieses Verstandes sich an der Geschichte Roms kritisch erprobt, ja an dem heiligsten der Menschheit herumgetastet und an seiner historischen Realität gezweifelt. Napoleon sprach am 6. October zu Wieland über die christliche Religion und die Gründe ihrer schnellen Verbreitung. Er nannte dies eine bewundernswerte Reaction des griechischen Geistes gegen den römischen, um dann zu ihm sich neigend die geflüsterten Worte zu sprechen: „Uebrigens ist es noch eine grosse Frage, ob Jesus Christus jemals gelebt hat".[3]) Vor seinem Tode liess er den Geistlichen kommen, erklärte ihm, dass er die Pflichten der katholischen Religion erfüllen und ihre Tröstungen empfangen wolle; er liess täglich die Messe lesen und befahl, dass nach seinem Tode bei seiner Leiche alle Ceremonieen ausgeführt würden. Er empfing auch die letzte Oelung.[4])

Auch Goethe war die Bibel- und Dogmenforschung des Rationalismus mit ihren negativen Ergebnissen wohl bekannt. Doch beugte er sich vor der Person Christi „als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit." „Fragt man mich,"

[1]) Knebels „Literarischer Nachlass und Briefwechsel" a. a. O. B. III., S. 85.
[2]) Biedermann „Goethes Gespräche" a. a. O. B. VIII., S. 208. Es sind Goethes Worte.
[3]) F. v. Müller „Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813" a. a. O. S. 250.
[4]) Fournier „Napoleon I." a. a. O. B. 3. S. 287. Ob er das Abendmahl genommen und gebeichtet, ist zweifelhaft. Dass er von seinen früheren skeptischen Anschauungen zurückgekommen, berichtet nur Antommarchi.

erklärt er, „ob es meiner Natur sei, ihm anbetende Verehrung zu erweisen, so sage ich: Durchaus!“[1]) „Ich halte die Evangelien alle für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, der von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist.“

Der Dichter sagt einmal: „Es gibt Menschen, die ihr Gleiches lieben und aufsuchen, und wieder solche, die ihr Gegenteil lieben und ihm nachgehen.“[2]) Nach Fischers Auffassung war Goethe in seinem Verhältnis zu Napoleon von der ersten Art. Sind wir nicht eher berechtigt, ihn dieser zweiten Richtung hinzuzugesellen?

Von entscheidender Bedeutung für die Lösung des schwierigen Problems, die Fischer in ihrem ganzen Umfange versucht hat, ist die Beantwortung der Frage: Entspricht der grosse korsische Emporkömmling wirklich dem Ideal Goethes vom Fürsten? Fischer behauptet das.[3]) Damit scheint es aber doch nicht zusammenzustimmen, wenn er des Dichters Interesse weit weniger auf den Staatsmann und sein politisches System, als vielmehr auf den aussergewöhnlichen Menschen sich concentrieren lässt. Nur dann aber, das muss zugestanden werden, kann Goethe in seinem bewunderten Heros das Ideal eines Herrschers sehen, wenn dieser zugleich auch als Staatsmann mit seinem ganzen politischen System seine Billigung hat. Das hat aber eine Richtung des Interesses auf das Ganze der Bonaparteschen Politik zur ersten Voraussetzung.

Es ist ja gar keine Frage, dass der „Bändiger der Revolution“ in seiner ersten staatsmännischen Wirksamkeit als Consul und Schöpfer einer neuen, festen Ordnung der Dinge bei Goethe uneingeschränkten Beifall fand. Alle Darsteller betonen gerade dieses Moment, um die Hinneigung des Dichterfürsten zu dem Imperator in ihrer Entstehung aufzuzeigen und in gewissem Sinne auch zu rechtfertigen. Wenn Goethe später mit ganz unhistorischer Uebertreibung den Triumphator des Jahres 1807 als „die höchste Erscheinung, die in der Geschichte möglich war,“ feiert und sich zu dem Ausruf versteigt, „dass nichts dergleichen war und vielleicht auch nicht sein wird,“[4]) so lässt sich eine solche Verstiegenheit poetischer Anschauung nur dann begreifen, wenn wir annehmen, das militärische Genie Napoleons habe nicht minder als sein ganzes politisches System diesen Enthusiasmus entzündet. Soweit auch heute die Werturteile über den Träger des Namens auseinander gehen, der in unseren Tagen wieder Partei geworden, und an den sich die Sehnsucht des besiegten Frankreichs knüpft, seine militärische Grösse hat die eindringendste Forschung nicht zu erschüttern vermocht. Gerade deutsche Militärschriftsteller sind es, die ihm in der Strategie den Rang über Friedrich dem Grossen zuerkennen.[5]) Welche Kühnheit und Grossartigkeit der Operationen schon 1796 in Italien! Er kämpfte, um mit Clausewitz zu reden, wiederholt mit verwandter Front. Der Gang der Schlacht wird bei ihm gewaltiger, verwickelter, als bei dem grössten Feldherrn aus dem Hause der Hohenzollern. Die Napoleonische Krieg-

[1]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 621. [2]) Goethes W. Kurz B. 12 S. 692.
[3]) Fischer S. 35, 160. [4]) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel. 1851. B. 1. S. 208.
[5]) York von Wartenburg „Napoleon als Feldherr.“ 1885. B. 2. S. 245ff.

führung wirkt belehrend und begeisternd auf die Feinde zurück. Gneisenau und Scharnhorst sind Schüler des Imperators gewesen. Dass nun Goethe ein volles Verständnis für den grossen Feldherrn Napoleon gehabt, für das Geniale seiner Kriegführung, das anzunehmen bietet sich in den Quellen kein Anhalt. Wohl aber sind wir berechtigt, für den Organisator der Verwaltung des modernen Frankreichs ein solches Verständnis vorauszusetzen. Hier ist das Gebiet, auf dem Bonaparte Dauerndes und Bleibendes geschaffen hat. Seine Institutionen waren hier national; er blieb mit ihnen, indem er die Centralisation der Verwaltung unter den Intendanten des ancien régime weiter ausgestaltete, auf historischem Boden. Er hat hier den Entwickelungsprozess der früheren Jahrhunderte vollendet; durch ihn wird die reine Bureaukratie eingeführt, die sich in Frankreich erhalten hat im Wandel der Zeiten, mit dem Schein der Selbstverwaltung, aber mit ihrem Grundgedanken, dass das Staatsbeamtentum allein handelt, allein die Verantwortung trägt.[1]) Und nun die Krönung dieses ganzen Werkes durch das Zivilgesetzbuch des Code Napoleon mit seinem Grundsatz der Gleichheit, das eine fast europäische Bedeutung für das ganze 19te Jahrhundert gewann und im Westen Deutschlands erst in jüngster Zeit beseitigt worden ist!

Für dieses wirklich Grosse und Epochemachende in den Produktionen des Genius, der durch ein mit bewunderungswürdiger Logik begründetes, autokratisches Regiment der Anarchie der Revolution ein Ende gemacht, dürfen wir bei dem Staatsmann Goethe den auf sachkundiger Einsicht beruhenden Beifall des kompetenten Fachmanns als *selbstverständlich* annehmen. Eine unbedingte und unbeschränkte souveräne Obrigkeit ist ja für ihn das erste Erfordernis für die Wohlfahrt des Staates, und das deckt sich durchaus mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für den aufgeklärten Despotismus. Als Kammerpräsident und dann später, als alle Geschäfte eines Ministers des Innern sowie alle auswärtigen Angelegenheiten in seinen Händen waren, hat er seine autokratischen Grundsätze in die Praxis umgesetzt. Und als Praktiker hat er jedes Vertrauen zur Befähigung des Volkes verloren, sich selber zu helfen und von einem grösseren Masse von Freiheiten einen vernünftigen Gebrauch zu machen. Es sollte das Regieren, das war ja sein wichtigster Grundsatz, denen überlassen werden, die von dem „Metier“ etwas verstehen und dazu geboren sind. Und von diesem Gesichtspunkt aus allein betrachtet, könnte es fast scheinen, als wenn Bonaparte sein Ideal eines Fürsten verkörpert habe. Dann war er der Ersehnte, auf den als den Retter aus der Not Goethe schon in der „Achilleis“ hingewiesen hatte.[2])

„— — Ein fürstlicher Mann ist so nötig auf Erden,
Dass die jüngere Wut, des wilden Zerstörens Begierde
Sich als mächtiger Sinn, als schaffender endlich beweise,
Der die Ordnung bestimmt, nach welcher sich Tausende richten.
Nicht mehr gleicht der Vollendete dann dem stürmenden Ares,
Dem die Schlacht nur genügt die männertötende! Nein er
Gleicht dem Kroniden selbst, von dem ausgehet die Wohlfahrt.“

[1]) Treitschke „Politik.“ a. a. O. B. 2. S. 203. 502.
[2]) Goethes W. Kurz B. 2. Achilleis. S. 350.

Seine principielle Anschauung, dass nur Herrscherkraft und nur die natürliche Befähigung des grossen Talentes auch zum Regieren berechtigen, nimmt verschiedene Ausdrucksformen an; doch erscheint es zweifelhaft, ob ihm bei diesen sentenciösen Aussprüchen stets Napoleon vorgeschwebt habe.

„Wer ist denn wirklich ein Fürst? Ich habe es immer gesehen:
Der ist wirklich ein Fürst, der es vermochte zu sein."[1])

Deutlicher tritt die Beziehung vielleicht schon hervor, wenn er sagt:

„Wer ist denn der souveräne Mann?
Das ist bald gesagt:
Der, den man nicht hindern kann,
Ob er nach Gutem oder Bösem jagt."[1])

Dieser „souveräne Mann" erliegt aber schliesslich der Feindschaft, dem Neid, dem Unverstand der Masse. Wo Goethe seinen Unwillen hierüber in scharfen Worten kund gibt, scheint die Deutung auf „seinen Kaiser" am meisten gerechtfertigt, so wenn er im Faust beklagt:

„Keiner gönnt das Reich
Dem andern; dem gönnt's keiner, der's mit Kraft erwarb
Und kräftig herrscht."[2])

Hier ist der Zusammenhang mit Cäsar und dem Entscheidungskampf in den Pharsalischen Feldern gegeben, „wo sich der starre Lorbeer um's Haupt des Herrschers biegt." Aber „wie oft schon wiederholt sich's, wird sich immerfort in's Ewige wiederholen", — der weltweite Ausblick über die Jahrhunderte in die nächste Gegenwart des Dichters drängt sich von selbst auf. Dass die Goethesche Auffassung von Napoleon als dem gewaltigsten Genius der Tat auf die Faustdichtung von Einfluss gewesen, wird heute vielfach zugestanden. Ulmann hat den Schluss des Faust auf des Kaisers Colonisationspläne bezogen.[3]) Auch sollen die bekannten Verse aus Goethes Huldigungsgedicht an Maria Luise, Napoleons Gemahlin

„Nur Meer und Erde haben hier Gewicht;
Ist jenen erst das Ufer abgewonnen,
Dass sich daran die stolze Woge bricht,
So tritt durch weisen Schluss, durch Machtgefechte
Das feste Land in alle seine Rechte,"[4])

einer innigen Verwandtschaft der beiden Gestalten Napoleon und Faust in Goethes poetischer Intuition ihren Ursprung verdanken. Hat es doch der Dichter selbst klar ausgesprochen: „Faust bringt mich dazu, wie ich von Napoleon denke und gedacht habe."[5]) Noch deutlicher wird die Beziehung, wenn wir die Fortsetzung von Goethes Worten an

[1]) Vergl. zu [2]) S. 40. B. 1. S. 211.422.
[2]) Goethes W. Kurz. B. 4. Faust S. 221. [3]) Ulmann „Faust und Napoleon." (Beilage zur „Allgemeinen Zeitung". Jahrg. 165. 18. Juli.) Prölss „Allgemeine Zeitung." Beil. St. 174.
[4]) Goethes W. Weim. Ausg. Werke XVI, S. 320ff. [5]) Biedermann „Goethes Gespräche B. 3. S. 192.

der betreffenden Stelle, „der Mensch, der Gewalt über sich selbst hat und behauptet, leistet das Schwerste und Grösste", in unmittelbarem Zusammenhange mit den oben citierten Faustversen, nur negativ gewendet, antreffen :

„Denn jeder, der sein inneres Selbst
Nicht zu regieren weis, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eigenem stolzen Sinn gemäss."[1])

Cäsar ist hier „der Gewaltigere, der das Reich mit Kraft erwarb und kräftig herrscht." Cäsar-Napoleon fliessen indessen in Goethes dichterischer Phantasie gleichsam in eins zusammen. Den grossen Römer umfasste Goethe stets mit dem wärmsten Interesse. Schon in der Jugend hatte er sich mit dem Plan zu einer Tragödie Cäsar getragen. Nun tritt ihm der neue Cäsar in Erfurt und nachher in Weimar entgegen. Er offenbart sich, nach des Dichters Lobspruch, als ein „sehr hoher und bedeutender Theaterkenner und trägt ihm in dem Ballgespräch in Weimar am 6. Oktober auf, den grossen Römer zum Helden eines Trauerspiels zu machen. „Sie z. B. sollten den Tod Cäsars auf eine vollwürdige Weise, grossartiger als Voltäre, schreiben."[2]) Eine solche Tragödie hat nun der Dichter uns nicht hinterlassen, aber nach dem Sturze des „Herrn der Welt" dichtete er die Verse:

„Und wenn man auch den Tyrannen ersticht
Ist immer noch viel zu verlieren,
Sie gönnten Cäsarn das Reich nicht
Und wussten's nicht zu regieren,"[3])

eine Huldigung, dem berufenen Herrschergenius des neuen Cäsar gegenüber seinen unfähigen Gegnern dargebracht, die an Klarheit nichts zu wünschen übrig lässt.

Die stärksten Accente jedoch einer fast leidenschaftlichen Bewunderung der Regenteneigenschaften des Kaisers treten uns in dem Gedichte „An Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät"[4]) entgegen, an denen die patriotische Empfindung jener Tage am meisten Anstoss genommen hat.

„Worüber trüb Jahrhunderte gesonnen,
Er übersieht's in hellstem Geisteslicht —
Und wenn dem Helden alles zwar gelungen,
Den das Geschick zum Günstling auserwählt
Und ihm vor allen alles aufgedrungen,
Was die Geschichte jemals aufgezählt,
Ja, reichlicher als Dichter je gesungen!"

Den schweren Anklagen gegen Goethe auf vaterlandslose Gesinnung, „Vergottung des Erzfeindes deutscher Nationalität," haben besonders die Stanzen dieses Gedichtes zur Unterlage gedient.

---

[1]) Vergl. S. 41 zu Note 1. [2]) Vergl. dazu und zu dem Goetheschen Plane einer Tragödie Brutus: Wahle „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung" Schriften der Goethe-Gesellschaft. Weimar 1892. S. XIV und XV. Darin Goethes Brief an Kirms. S. 238ff.

[3]) Goethes W. Kurz B. 1. S. 495. [4]) Goethes W. Weim. Ausg. W. XVI, S. 321.

Aber alle diese schwerwiegenden Zeugnisse vermögen doch nicht die Behauptung Fischers, für Goethe sei Napoleon das „Ideal eines Fürsten" gewesen, gegen jeden Einwand zu sichern. Es stehen ihnen sehr schwerwiegende Verwerfungsurteile Goethes gegenüber, die gerade die Ausübung und den Missbrauch seines Herrschertums betreffen. Damit wird aber zugleich Fischers grundlegende Anschauung widerlegt, Goethe sei sich im Urteil über den Kaiser stets gleich geblieben,[1]) eine Ansicht, die er durch mannigfaltige, eigenartige Erklärung der vorliegenden Zeugnisse haltbar zu machen sucht. Es ist daher hier der Ort, auf diese Dokumente von Goethes Denkungsart über Napoleon, die ein abfälliges Urteil über das Verderbliche seines Waltens zu involvieren scheinen, näher einzugehen. Sie sind gegenüber der Fülle von Aeusserungen seines Beifalls und einer Begeisterung, die in der deutschen Literatur fast ohne Beispiel dasteht, zwar nicht zahlreich, aber doch von besonderem Gewichte.

Dass die ungeheure Kraft seines Helden doch im Grunde genommen nur zur Befriedigung einer ungeheuren Selbstsucht diente, hat er einmal selbst zugestanden. „Eines grossen Namens wegen hat Napoleon fast die halbe Welt in Stücke geschlagen."[2]) Für ihn aber ist diejenige Staatsverfassung die beste, die dem Interesse der Regierten, nicht dem Egoismus der Regierenden dient, für die das „salus publica suprema lex" den Inbegriff aller Regentenweisheit enthält

„Republiken hab' ich gesehn, und das ist die beste,
Die dem regierenden Teil Lasten, nicht Vorteil, gewährt."[3])

Ein sehr scharfes Wort für den grauenhaften Menschenverderber findet er, das im schroffsten Widerspruch zu den hohen Tönen steht, mit denen er den grossen Menschenbeglücker in seinem oben genannten Lobgedicht ansingt, wo er von den Millionen spricht, die im „neuen Reich" das Behagen gefunden haben und nun aus düsterer Nacht wieder zu gesunden Tagen aufschauen, zum festen Leben erwacht sind. Ganz anders lautet das objektiv geklärte Urteil, das er am Ausgang seines Lebens gefällt hat. Er sagt über das Endschicksal des Kaisers: „Wenn man bedenkt, dass ein solches Ende einen Mann traf, der das Leben und Glück von Millionen mit Füssen getreten hatte, so ist das Schicksal, das ihm widerfuhr, immer noch sehr milde; es ist eine Nemesis, die nicht umhin kann in Erwägung der Grösse des Helden noch ein wenig galant zu sein."[4])

Von diesen Stellen nimmt Fischer keine Notiz. Vielmehr will er auch in den Goetheschen Dichtungen, in denen, wie fast allgemein angenommen wird, eine zwar verhüllte, aber doch unverkennbare Brandmarkung der länderverwüstenden Napoleonischen Kriegsfurie, der Unterdrückung und Vergewaltigung aller Volksfreiheit allegorisch zur Darstellung kommt, seine vorgefasste Meinung bestätigt sehen, dass es keinen Bruch, keinen Riss in Goethes ganzer Napoleonauffassung gibt, dass sein Urteil, seine Gesinnung unverändert blieb.[5]) Und da bemüht er sich denn zu zeigen, dass der Timur des west-östlichen Divan

[1]) Fischer a. a. O. S. 160. [2]) Biedermann „Goethes Gespräche." B. 7 S. 52.
[3]) Goethes W. Kurz B. 1. S. 211. [4]) Biedermann Goethes Gespr. B. 4. S. 294f. [5]) Fischer a. a. O. S. 149f.

nicht Napoleon sein kann, trotz der ausdrücklichen Berichte einwandfreier Unterredner über Goethes dahin gehende Mitteilung: „Timurs Winterfeldzug, Parallelstück zu Napoleons Moskowitischem Feldzug", und dann vorher schon: „Seine neuste Arbeit ist der Divan. Aneignung des Orientalismus; Napoleon, unsere Zeit, bieten reichen Stoff dazu."[1]) Fischer stösst sich daran, dass die betreffenden Aeusserungen Boisserées nicht Goethes direkten Ausspruch enthalten. Er übersieht aber zunächst, dass jener über die Gespräche durchweg nur referiert, nirgends Goethe zu Worte kommen lässt, dass gegen die innere Glaubwürdigkeit dieser Gespräche bis jetzt nicht der geringste Zweifel erhoben worden ist, vor allem aber, dass die Mitteilung über den geplanten Parallelismus in zwei Gesprächen von verschiedenen Tagen sich findet. Ein Irrtum ist hier ausgeschlossen. Die Darstellung Napoleons als Timur und der Parallelismus mit dem Winterfeldzug 1812 musste sich Goethe um so mehr aufdrängen, als er in dem Hudigungsgedichte „Ihro der Kaiserin von Frankreich Majestät" mit rühmlichem Freimut den Imperator zum Frieden gemahnt, beim Beginn des grössten Eroberungszuges des Herrn der Welt allerdings ein nicht ungefährliches Unterfangen. Jedenfalls hat aber Napoleon das Gedicht nie zu Gesicht bekommen. Wenn nun Fischer als Beweis für die Unhaltbarkeit der Parallele Timur—Napoleon auch den Umstand anführt, dass Goethes Freund Reinhard selbst nicht an irgend welche Beziehung auf die jüngsten Zeitereignisse glaubte und daher eine diesbezügliche Anfrage an den *Dichter richtete*,[2]) so spricht das gerade gegen seine Ansicht. Denn die Antwort ist *ausgeblieben*, doch wohl nur deswegen, weil es Goethe peinlich war, die verlangte Aufklärung zu geben. Warum hätte er denn sonst damit zurückhalten sollen? In ihren gegenseitigen Briefen hatten sie ja ihrem Napoleonskultus wiederholt reichliche Weihrauchwolken steigen lassen.[3]) Wie hätte es Goethe über sich bringen können, jetzt eine Art Abfall von dem gemeinsamen Glauben offen auszusprechen? Die Identität mit Napoleon rückt für Fischer auch schon deshalb in die Ferne, weil das Hauptstück, der Winter und Timur, nichts anderes sei als die „wörtliche Wiedergabe eines arabischen oder lateinischen Originals" ist, nach der eigenen Auskunft des Dichters. Eine solche Benutzung fremder Quellen zur Darstellung seiner eigenen Ideen und Gestalten ist doch bei Goethe nichts Auffallendes; er hat es ja oft genug getan. Hier aber lässt die ganze Stelle nach Inhalt und bezeichnender Kraft [illegible] so einfällige Uebereinstimmung der beiden Gestalten und vor allem [illegible] treues Bild der weltgeschichtlichen Action des Winters von 1812 erkennen, [illegible] dann geradezu die Aufforderung liegen musste, die ganze Stelle unverkürzt seinem Divan einzufügen. Es ist garnicht zu begreifen, welchen Sinn es im Zusammenhang dieser Dichtung haben sollte, nur den östlichen, den asiatischen Timur [illegible]. Das würde ja der ganzen ursprünglichen Anlange des west-östlichen Divan [illegible] widersprechen. Es sind ja überall nur symbolische oder besser allegorische Formen [illegible], und das fremde Kostüm ist doch überall nur eine leichte Hülle, das Oestliche [illegible] das Westliche nur wie ein seltsames Parfum, ohne es in seinem Wesen zu

[1]) [illegible] Biedermann, Goethes Gespr. B. 3. S. 189 u. 207. [2]) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard. [illegible] S. 174 [3]) Derselbe Briefwechsel S. 44, 54, 295.

verändern.[1]) Wir wissen doch schon längst, wer mit Hatem, wer mit Suleika gemeint ist. Selbst für die Figur des Schenken kennen wir heute das „westliche“ Analogon aus Goethes eigenem Lebenskreise. Gerade diese Analogieen mit dem Occident sind es, die ihn anziehen. Sogar sein Herzog und eine Herrin, die vermutlich seine Frau ist, kommen unter den Divangestalten vor. Es ist nicht einzusehen, warum nur Timur allein unter allen Divangestalten eine solche sinnvollere, tiefere Bedeutung für die nächste Gegenwart des Dichters entbehren soll. Es zeigt sich hier ein Mangel an Verständnis für das Eigenartige dieser Goetheschen Dichtung, für die bekannte Neigung Goethes zum Symbolisieren und Allegorisieren überhaupt, die sich bei Fischer nur aus seiner vorgefassten und einseitig festgehaltenen Ansicht erklären lässt. Und man begreift wenigstens die Abneigung Fischers, Timur als Napoleon gelten zu lassen. Dieser wird ja hier mit den wuchtigsten Invektiven als ein Teufel in Menschengestalt gebrandmarkt. „Tyrann des Unrechts! Sollen länger noch die Herzen sengen, brennen deinen Flammen? Bist du der verdammten Geister einer? Mars, du bist's! Tötest du die Seele, kältest du den Luftkreis? Quälen deine wilden Heere Gläubige mit tausend Martern!“[2]) Nur auf Düntzer allein[3]) kann sich Fischer als auf einen Vorläufer seiner eigenen Erklärung berufen gegen Goethes eigene Ankündigung, dass das Buch Timur ungeheure Weltbegebenheiten „wie in einem Spiegel auffassen sollte, worin wir zu Trost und Untrost den Wiederschein eigener Schicksale erbliken.“ Sonst ist die Deutung Timur-Napoleon heute die allgemeine und eigentlich auch selbstverständliche.[4]) Was Fischer sonst zur Bekräftigung seiner Auffassung vorbringt, ist ohne Nutzen für die Klärung der Frage. Wenn er darauf hinweist, dass „das, was eventuell hätte entstehen können, wohl kaum als sichere Basis zur Beurteilung des wirklich Vorhandenen dienen kann,“ so ist das logisch falsch. Denn der Teil, der zur Ausführung gekommen von dem nach bestimmter Idee und Anlage geplanten Ganzen, muss doch diesem Ganzen nach Idee und Anlage entsprechen, da wir einen solchen Widerspruch, für das Ganze einen Parallelismus zu Grunde zu legen, in dem ausgeführten Teile aber davon abzusehen, Goethe nur schwer zutrauen möchten. Aber auch die schliessliche Hindeutung auf die von Goethe in Aussicht genommene Erheiterung der Tragödie durch das Auftreten des Spassmachers Nussreddin Chodscha und die Unmöglichkeit, das mit der Auffassung Timurs als Napoleon in Einklang zu bringen, beweist nichts für Fischers Annahme. Goethe hat keine Fortsetzung geliefert und daher auch diese Nebenfigur nicht weiter ausgeführt. Vielleicht hätte er den Gedanken als seinem ursprünglichen Plane entgegen wieder fallen lassen. Aber er hätte auch die Erzählung von Timur und Nussreddin Chodscha und des ersteren Blick in den Spiegel[5]) so vertiefen können, ihr einen solchen Inhalt geben können, und das liegt überaus nahe, dass

---

[1]) Scherer „Geschichte der deutschen Literatur“ 1884. S. 656f. [2]) Goethes west-östlicher Divan. Buch Timur. Goethes Werke in Kürschner's Deutsch. Nat. Litt. B. 85. Goethes W. IV. S. 103f. [3]) Düntzer in der Einleitung zum west-östlichen Divan a. a. O. S. XXII. [4]) Vergl. Scherer a. a. S. O. S. 656f. Bielschowsky a. a. O. B. II. S. 352. Goedeke „Goethes Leben und Schriften“ 1877. S. 522. [5]) Goethes W. Kürschner a. a. O. S. 294f. Noten und Abh. zum west-östlichen Divan.

auch sie für die Parallele Timur-Napoleon höchst anschaulich geworden wäre. Man denke hier nur an die auf den ersten Blick mit dem Ganzen des Romans so seltsam kontrastierenden Novellen und Märchen der Wanderjahre, wie sie Goethe mit sittlichem Ideeengehalt befruchtet und sie alle bis auf eine mit den Grundgedanken des Ganzen innerlich verbunden hat. Timurs Blick in den Spiegel, die Erkenntnis seiner Hässlichkeit bei aller Macht und Grösse, sein Weinen, es soll ja hier nicht näher dargelegt werden, wie Goethe die Erzählung gestaltet hätte. Aber schon diese Andeutung möge genügen, um einzusehen, dass sich in diesem Bilde ein tief innerlicher moralischer Bezug hätte darstellen lassen, und das hätte dann mit dem vom Dichter ausgeführten Teile „Der Winter und Timur" in völliger Harmonie gestanden. Denn ein politischer und religiöser Weltenspiegel sollte dieser Divan werden. Das Zeitalter Napoleons sollte sich im poetisch dargestellten Zeitalter des mongolischen Eroberers Timur reflektieren.[1]) Leider ist dieses Buch Timur ein Torso geblieben.

Während so unser Autor in diesem Bruchstück jeden Bezug auf Napoleon in Abrede stellt trotz Goethes eigener Erklärung, behauptet er von den Versen am Ende des „Buches des Unmuts"

„Timur spricht.
Was? ihr missbilligt den Sturm
Des Uebermuts, verlogene Pfaffen?
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen,"

dass sie eigentlich eine echt Napoleonische und daher auch Goethesche Entrüstung gegen die schwachmütige Verketzerung des Genius enthalten, der nach den Gesetzen seiner von Gott gewollten Natur also wirken müsse. Dort wird trotz ausdrücklicher Bezeugungen jede Beziehung auf Napoleon im west-östlichen Divan in Abrede gestellt, hier mit allem Nachdruck behauptet. Consequent wäre es gewesen, auch hier in Timur nur den asiatischen Eroberer zu verstehen und so einen unausgleichbaren Widerspruch zu vermeiden. Aber gesetzt auch, dass der Dichter diese Worte auch Napoleon in den Mund gelegt wissen wollte, so können sie neben dem Verwerfungsurteil im Buch Timur sehr wohl bestehen. Dass die Billigung in den genannten Versen auch dem verderblichen und zerstörenden Tun des Genius gelte, das lässt sich aus den Worten nicht entnehmen. Man kann die Verblendung der Kurzsichtigkeit geisseln, die nicht zu erkennen vermag, dass jede mächtige Natur nach dem in sie gelegten Drange wirken müsse, und doch die zerstörenden und auflösenden Tendenzen dieser Kraft verdammen.

Nach alledem lässt sich wohl nicht in Abrede stellen, dass Goethe im Buch Timur in der Tat starke Töne des Zornes und der Entrüstung angeschlagen gegen den grossen Weltverwüster Napoleon, der „mit der ganzen übrigen Menschheit sozusagen Ball spielte."

---

[1]) Burdach Goethes west-östlicher Divan. Goethe-Jahrbuch XVII, S. 36.

Wie sich nun Fischer ohne jeden stichhaltigen Grund der herrschenden Auffassung Timurs entgegenstellt, so verfährt er ganz ähnlich in seiner Polemik gegen die allerdings auch von anderen Seiten angefochtene Deutung, unter den Dämonen des Krieges, der List, der Unterdrückung, zum mindesten unter dem letzteren, in Goethes Dichtung „Des Epimenides Erwachen" sei Napoleon zu verstehen. Auch hier sucht er für seinen principiellen Standpunkt, Goethe wäre sich in seinem Urteil über den Kaiser stets gleich geblieben, geeignete Stützen zu finden. Daher habe er auch keine allegorische Einkleidung für seinen Helden wählen können, die eine scharfe Missbilligung der teuflischen Natur des Bösewichts und der verderblichen Wirkungen seines welterschütternden Auftretens bedeute.

Auf den Gang und die Ergebnisse unserer Untersuchung würde es nun ohne Einfluss sein, in eine umfassende Behandlung des gesamten Problems der Epimenidesdichtung, die wie kein anderes Werk Goethes ausser Faust die literarische, ästhetische, historische Kritik beschäftigt hat, hier einzutreten. Viel erörtert ist besonders die Frage, ob der Dichter selbst in dem merkwürdigen Schläfer und Propheten stecke. Wird diese Frage bejaht, dann hat Goethe in dieser Dichtung gleichsam ein Bekenntnis seines Irrtums abgelegt, der darin bestand, dass er nicht an die Kraft der elementaren Volksbewegung geglaubt und sich daher von dem grossen vaterländischen Kampf resigniert abgewandt hatte. In diesem Sinne hat schon Düntzer[1]) die Epimenidesfigur gedeutet, ihm haben sich Treitschke,[2]) Harnack,[3]) Fornier[4]) und zuletzt auch Morsch[5]) angeschlossen. Dagegen haben Loeper[6]) und nach ihm Lorenz,[7]) auch Schroeer[8]) sich gegen eine solche Identificierung Goethes mit Epimenides ausgesprochen.

Es lässt sich nun aber eine wirkliche Klärung des Sachverhalts nicht erreichen, ohne dass zugleich auf die Voraussetzung dieser so problematischen Aeusserung Goethes über die weltgeschichtliche Katastrophe seiner Zeit eingegangen wird, seine vaterländische Gesinnung, seinen deutschen Patriotismus. Die schweren Anklagen, die in dieser Hinsicht gegen ihn erhoben worden sind, und die soweit gingen, ihn des Verrates an der vaterländischen Sache, oder wenigstens völliger Gleichgültigkeit gegenüber allen nationaleu Interessen zu zeihen, haben aus seinem Napoleonskultus die meiste Nahrung gesogen. Auch heute noch sind diese Anklagen nicht verstummt.[9]) Aber immer mehr hat sich doch die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dass an den Patriotismus unseres grössten Dichters ein anderer als der gewöhnliche Massstab gelegt werden muss.[10]) Hält man sich nur an die einzelnen Manifestationen im Handeln und Reden, so kann man leicht in die Versuchung kommen, in den Chor der

---

1) Düntzer „Goethes Leben". 1880. 2) Treitschke „deutsche Geschichte" a. a. O. B. 2 S. 36f.
3) Harnack a. a. O. S. 243f. 4) Fornier „Chronik des Wiener Goethevereins S. 22.
5) Morsch „Goethes Festspiel des Epimenides Erwachen." Goethe-Jahrbuch XIV. S. 239
6) Loeper „Einleitung und Anmerkungen zum Epimenides." Goethes W. Hempel B. XI.
7) Lorenz a. a. O. S. 119f. Goethe Jahrbuch XVII, S. 225. 8) Schroeer „Einleitung zu Goethes Epimenides." G. W. Kürschner, Teil XI B. 6. S. 292. „Es wäre gefehlt, in dieser Gestalt eine bestimmte Person zu suchen; denn sie stellt offenbar ein Allgemeines, Ideelles dar."
9) Siegmar Schultze „Falk und Goethe." 1900. S. 48ff.
10) Vergl. dazu Winter „Goethes deutsche Gesinnung." Leipziger Diss. 1880.

Ankläger mit einzustimmen. Das wäre aber dem Verfahren nicht ganz unähnlich, heutzutage den Patriotismus eines Mannes zu bemessen nach dem Eifer, den er bei patriotischen Festen im Absingen der Vaterlandslieder, im Biertrinken und Hochrufen bekundet. Wer hieraus einen Schluss ziehen will auf echte Vaterlandsliebe und wirklich nationale Gesinnung, der wird es auch nicht verstehen können, dass diese Eigenschaften durch das Ganze des Lebens und Strebens, die Summe der Lebensarbeit allein wirksam und wertvoll dokumentiert werden können. Von dieser echten und rechten Art ist der Goethesche Patriotismus; er muss, durch die Zeitumstände und die politische Lage Deutschlands bedingt, aus diesen heraus in seiner eigentümlichen Consistenz begriffen und verstanden werden. In den tiefsten Gründen seines gesamten Seins festgewurzelt, ist er aus ihnen nicht in helltönenden Vaterlandsliedern, wie bei Arndt und Körner und so vielen andern, herauserklungen, sondern in der gesamten Fülle seines Dichtens und Denkens hervorgewachsen. Jahn hat ihn den deutschesten aller Dichter unseres Volkes genannt;[1]) und in der Tat hat keiner wie er den innersten Gehalt reinsten, ursprünglichsten, erdgeborenen Deutschtums so vollkommen auszuprägen vermocht. Sein Dichten ist gleichsam ein unaufhörliches Schöpfen aus den Tiefen der deutschen Volksseele. Das ist sein Patriotismus, das seine Vaterlandsliebe, wie sie schon aus seiner Sprache in den tiefsten Herzenstönen wunderbar ergreifend zu uns spricht und wie Heimatsodem uns anweht. Er selbst hat das klarste Gefühl für dieses sein patriotisches Wirken im besten Sinne, wenn er bescheiden und selbstbewusst zugleich in den venetianischen Epigrammen von dem einzigen Talente spricht, das er der Meisterschaft nahe gebracht, „deutsch zu schreiben."[2]) Aber auch von dem innerlich ganz nationalen Geiste seines gesamten dichterischen Schaffens hatte er selbst das hellste Bewusstsein. „Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein Bestes, je nachdem es Gott ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte. Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen."[3]) Insbesondere hat er noch scharf und klar in jenem berühmten Gespräch mit Luden seinen Standpunkt präcisiert zu den grossen Ideeen Freiheit, Volk, Vaterland. Darauf wird ja mit allem Nachdruck immer und immer wieder hingewiesen, wenn es gilt, jenen gegen ihn geschleuderten Anklagen die scharfe Spitze abzubrechen. „Glauben sie ja nicht, dass ich gleichgültig wäre gegen die grossen Ideeen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein! Diese Ideeen sind in uns; sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen; ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im Ganzen ist."[4]) Und mit diesen letzten Worten ist zugleich die Schwäche, die unhaltbare Grundlage des Goetheschen

[1]) Treitschke „Deutsche Geschichte." a. a. O. Teil I. S. 307.
[2]) Goethes W. Kurz B. 1. Epigramme. Venedig 1790. S. 198. [3]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 588. [4]) Biedermann, Goethes Gespräche B. 3. S. 104.

Patriotismus charakterisiert, die uns es heute so sehr erschwert, ihn in seinem Werte zu verstehen. Das deutsche Volk als Ganzes, als Nation, lässt ihn kalt; er achtet es überaus gering. Die Idee eines grossen deutschen Vaterlandes ist ihm völlig fremd. „Deutschland ist nichts, aber jeder einzelne Deutsche ist viel, und doch bilden sich letztere gerade das Umgekehrte ein. Verpflanzt und zerstreut wie die Juden in alle Welt müssen die Deutschen werden, um die Masse des Guten ganz und zum Heile aller Nationen zu entwickeln, die in ihnen liegt."[1]) Die Deutschen sind ihm gleichsam der Sauerteig für alle andern Völker mit dem Berufe, diese mit den frischen Säften und Kräften ihres Wesens zu durchdringen, und zu verjüngen. Man könnte, wenn es nicht ein Widerspruch in sich wäre, seinen Patriotismus kosmopolitisch nennen. Nur das Individuum gilt ihm etwas und hat einen Wert für Gegenwart und Zukunft. Goethe zeigt sich in dieser Anschauung als ein echter Sohn des achtzehnten Jahrhunderts. Aber fast unverständlich ist dieser Patriotismus für uns im neuen deutschen Reich, wenn wir ihn weiter dahin bestimmen müssen, dass ihm das Moment der Begeisterung für eine grosse, nationale, deutsche Staatsbildung abgeht. Er ist nur auf Erhaltung, Steigerung, Belebung der specifisch deutschen Cultur, deutscher Art und Sitte, deutschen Geisteslebens gerichtet. Und jene scheinbar widersprechende Bestimmung seines Patriotismus wird uns verständlicher, wenn wir uns seine Ansicht von der universalen, völkerverbindenden Bedeutung der Wissenschaften und Künste gegenwärtig halten, in deren allseitiger Förderung der Weise von Weimar seine Leistung für Deutschtum und Vaterland erblickte: „Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität." Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt ihm peinliche Gefühle, über welche er auf jegliche Weise hinwegzukommen sucht, und in der Wissenschaft und Kunst findet er die Schwingen, durch welche er sich darüber hinwegzuheben vermag. Auch das Unheil der Franzosenherrschaft in Deutschland hat er schmerzlich empfunden; aber er sah mehr auf die Störung des geistigen Fortschritts, als auf den Verlust der nationalen Selbständigkeit. Dass nur die geistige Cultur nicht verkümmerte, das war seine vornehmste Sorge. Dem Sterben des alten deutschen Reiches hat er keine Träne nachgeweint; er konnte sich ernstlich erhitzen, wenn man darüber noch jammerte. „Wenn jemand sich über das beklagt, was er und seine Umgebung gelitten, was er verloren hat und zu verlieren fürchtet, das hör' ich mit Teilnahme und spreche gern darüber und tröste gern. Wenn aber die Menschen über ein Ganzes jammern, das verloren sein soll, das denn doch in Deutschland kein Mensch sein Lebtag gesehen, noch viel weniger sich darum bekümmert hat, so muss ich meine Ungeduld verbergen, um nicht unhöflich zu werden oder als Egoist zu erscheinen.[2]) Aehnlich äussert er seinem Unwillen über den ganz unberechtigten Jammer um den Verlust des „lieben, heiligen, römischen Reiches" noch an andern Stellen.[3]) Er findet den durch den Rheinbund geschaffenen Zustand der Dinge im

---

[1]) Biedermann „Goethes Gespräche." B. 2. S. 232. [2]) Riemer „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter" a. a. O. B. 1. S. 266f. Fischer, der auch auf diese Stelle sich beruft (S. 116), setzt diesen Brief Goethes an Zelter irrtümlich in die Zeit unmittelbar nach der Schlacht bei Wagram. Er ist d. d. Karlsbad, den 27." Juli 1807. [3]) Derselbe Briefwechsel Goethe-Zelter B. 1, S. 366, 371, 375

Süden und in der Mitte Deutschlands bei weitem erträglicher und besser. Sieht man von dem Verluste der nationalen Unabhängigkeit ab, der allerdings sehr schwer in die Wagschale fällt, so war dieser Zustand dem Elend der Kleinstaaterei vor 1806 in der Tat vorzuziehen. Viele der edelsten deutschen Männer jener Zeit stimmten in dieser Ansicht mit Goethe überein. Für deutsches Wesen, deutsche Sprache, deutsche Cultur scheint ihm keine Gefahr zu drohen, zumal der Kaiser und seine Generäle eine gewisse Achtung deutscher Wissenschaft und Kunst affektieren. Ueber den Verlust der nationalen Unabhängigkeit tröstet ihn der Gedanke, der deutsche Genius könnte in dem neuen Napoleonischen Weltreich die geistige Cultur unter seine Herrschaft bringen und selbst das französische Wesen durchsetzen, veredeln und verjüngen. Hatte doch Napoleon in Erfurt dem Dichter gegenüber wohl mit schlauster Berechnung des Effekts scheinbar die französische Literatur gegenüber der deutschen herabgesetzt. Er hatte ihn aufgefordert, als Regenerator des französischen Geschmacks nach Paris zu kommen. Dann wäre vielleicht nach Goethes Vorstellung dem deutschen Genius in dem Universalreich des „neuen Alexander" dieselbe Rolle zu teil geworden, wie dem griechischen in dem Weltreich des macedonischen Alexander. Er wollte ja einen Homer der Deutschen, ein lyrisches und ein religiöses Volksbuch, schaffen, damit das Deutschtum in seiner volkstümlichen Kraft und Frische nicht Einbusse erleide. Nicht als ob ihm das Franzosentum, insbesondere das so hoch entwickelte französische Geistesleben, zuwider gewesen wäre, und er eine verderbliche Einwirkung des Volkes Voltaires, dessen geistiger Ueberlegenheit sich einst ganz Europa gebeugt, befürchtet oder von seinen lieben Deutschen hätte fernhalten wollen. Im Gegenteil, wenn einer, so hat er stets gern und freudig anerkannt, was er dem Genius des französichen Volkes schuldig war. Wer Hass und Abneigung gegen den letzteren zum integrierenden Bestandteil wahrer Vaterlandsliebe des Deutschen macht, der wird diese Tugend unserm Dichter unzweifelhaft absprechen müssen. Nationalhass, vor allem gegen das französische Volk, war ihm fremd. „Wie hätte ich eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört, und der ich einen grossen Teil meiner eigenen Bildung verdanke. Auf den untersten Stufen der Kultur findet sich der Nationalhass am heftigsten. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet, und wo man gewissermassen über den Nationen steht. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäss, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."[1])

Hier sehen wir bei Goethe eine gewisse Seelenverwandtschaft mit Bismarck hervortreten. Auch dieser hat einmal in einer Reichstagsrede gesagt: „Die Franzosen sind ein grosses Volk und ein tapferes Volk, es war Zufall, das wir sie besiegten." Ist es nicht, als wenn uns aus diesem Bismarckschen Ausspruch Goethes Worte, auf einen konkreten Fall gewendet, entgegenklängen: „Nicht grössern Vorteil wüsst' ich zu nennen, als des Feindes Verdienst erkennen?"[2]) Aber gerade diese unbefangene, auf genauester Kenntnis beruhende Wertschätzung der französischen Kultur hätte Goethe nicht blind machen dürfen gegen die Gefahren, welche von ihr in einem Napoleonischen Weltreiche dem deutschen

---

[1]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 590. [2]) Goethes W. Weim. Ausg. B. 2 der Werke. S. 246.

Wesen drohten. Und eben in seinem Glauben an die sieghafte, durchdringende Kraft des deutschen Geistes auch gegenüber dem französischen in einem solchen Staate bestand sein grosser Irrtum. Die französische Kultur war die ältere, gleichsam vornehmere oder wenigstens von vielen Gebildeten als die vornehmere eingeschätzte. Goethe legte, als er einen solchen Triumpf des deutschen Genius für die Zukunft sich als möglich dachte, zu wenig Gewicht auf die geringe Widerstandsfähigkeit der Deutschen gerade gegenüber fremden Cultureinflüssen, ihren Mangel an Nationalstolz, ihren Hang zum Nachahmen, „die geringe Meinung von sich, original sein zu können," Schwächen des Volkscharakters, auf die des Dichters grosser Zeitgenosse Kant schon mit herbem Tadel hingedeutet hat.[1]) Nach aller menschlichen Voraussicht hätte sich eher der umgekehrte Prozess vollzogen: Das Schwergewicht der herrschenden französischen Nation hätte dem deutschen Wesen den Stempel ihres Geistes aufgedrückt, es seiner innersten Eigenart entfremdet, zumal die Masse der Deutschen doch immer mehr in die Stellung der Unterdrückten, der inferioren Rasse, hätte gelangen müssen. Die selbständige, naturgemässe Entfaltung einer echt nationalen geistigen Cultur von ursprünglicher Stärke und Reinheit ist doch aber bei einem Volke an seine Existenz in einem selbständigen, unabhängigen Staatswesen mit nationalen Institutionen und dem Recht der Selbstbestimmung, in der unbedingten Freiheit von jeder fremden Herrschgewalt unlösbar gebunden. Das verkannte der Dichter durchaus, und darin zeigen sich die unhaltbaren Voraussetzungen seines Patriotismus. Der deutsche nationale Staat kraft eigenen Rechtes erschien ihm zur Erhaltung und wurzelkräftigen Befestigung der deutschen geistigen Kultur als bedeutungslos, vor allem aber auch unerreichbar. Wo er die Talente der Deutschen rühmt, sind es solche, die höchste Ausbildung des Individuums bedingen, das reinste Menschentum zur Erscheinung bringen. Aber von ihren sozialen Trieben, ihrem Gemeinsinn, ihrer Fähigkeit, vereint Grosses zu schaffen, denkt er gering, so auch vor allem von ihren staatsbildenden Kräften. Nur diesen Sinn kann seine Bestimmung des „deutschen Nationalcharakters" haben, ein zusammenfassender, prägnanter Ausdruck für seine Beurteilung des Wesensinhalts unseres Volkes:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, desto freier zu Menschen euch aus."[2])

Diese besondere Gabe der Ausprägung reinsten Menschentums schreibt er den Deutschen noch anderweit zu, wenn er sagt: „Es ist Bestimmung des Deutschen, sich zum Repräsentanten sämtlicher Weltbürger zu erheben.[3])

Das niederdeutsche Volkstum mit seiner unverwüstlichen Kraft, politisch haltbare, dauerhafte Staatsgebilde zu schaffen, hat er bei seinen Zweifeln an der Möglichkeit eines grossen, deutsch-nationalen Staates nicht in Anschlag gebracht. Keine Ahnung von dem geschichtlichen Beruf des preussischen Staates, Seele und Mittelpunkt einer späteren deutschen Reichsgründung zu werden, ist seinem politischen Denken aufgegangen. In mancher Hinsicht hat der Seher unter den Grossen unseres Volkes die zukünftige Entwicklung des

[1]) Kant „Anthropologie in pragmatischer Hinsicht". Ausg. v. Kirchmann, dritte Aufl. 1880. S. 248.
[2]) Goethes W. Kurz B. 1. S. 571. [3]) Goethe-Jahrbuch XXI. S. 69. Brief an Büchler 14." Juni 1820.

Deutschtums mit prophetischem Weitblick richtig vorausgesehen. Aber den weltgeschichtlichen Akt des Jahres 1871 hat er in seine Bestimmung des geschichtlichen Werdegangs nicht aufzunehmen vermocht. Er glaubte ja an eine grosse Zukunft der Deutschen. In dem berühmten Gespräch mit Luden sprach er es aus: „In derselben Weise tröstet mich nur der Gedanke an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft, hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist — mit Napoleon zu reden — noch nicht erfüllt." Nach seiner ganzen, oben dargelegten Vorstellung von den eigentümlichen, im deutschen Volke liegenden Fähigkeiten und Kräften, seinen Fehlern und Schwächen müssen wir jedoch annehmen, dass diese Hoffnung sich durchaus nicht auf eine nationale Wiedergeburt grossen Stiles im Sinne einer deutschen Reichsgründung erstreckte, vielmehr nur lediglich eine höchste Ausbreitung und intensivste Steigerung deutscher Geisteskultur zum Gegenstande haben konnte. Wie dem aber auch sein mag, dass er in der Zeit politischer Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands auch nach 1815 zu keiner bessern Einsicht gelangen konnte, erscheint uns heute wenigstens begreiflich. Wenn er auch Minister war, an der grossen politischen Aktion der Stiftung des Fürstenbundes selbsttätig Anteil genommen hatte, sein ganzes Sein wurzelte in einem deutschen Kleinstaat, und der Ausblick von diesem Standort konnte nur ein beschränkter sein. Sein Patriotismus hat etwas Verschwommenes, Wesenloses, weil ihm das Moment der Begeisterung für ein grosses nationales Staatsgebilde abgeht. Dem deutschen Staate, auf dem die Zukunft Deutschlands beruhte, stand er ohne Sympathie, ja mit Abneigung gegenüber. Preussen galt ihm als ein halbslavischer Staat, und seine Hegemonie in Deutschland war ihm gleichbedeutend mit Fremdherrschaft. So sehr also auch sein Nationalgefühl den festen Halt einer lebendigen, kräftigen Staatsgesinnung vermissen lässt, sein deutsches Volk hat er mit wärmster Liebe umfasst und für die Belebung und Stärkung deutsch-nationalen Empfindens mehr getan, als irgend ein anderer. Unter diesem Gesichtspunkt haben schon Männer von unbefangenem Urteil unter den Zeitgenossen, wie Luden und Varnhagen von Ense, übereinstimmend versichert, dass diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück.[1])

In Hinsicht auf seine patriotische Gesinnung hatte er also im Epimenides nichts gut zu machen, nichts zu widerrufen, keinen Irrtum einzugestehen. Etwas anders verhielt es sich allerdings mit seiner Stellung zu der grossen Erhebung des Jahres 1813. Wohl findet sich auch bei ihm eine beifällige Aeusserung über diesen schönsten Aufschwung des nationalen Geistes in der deutschen Geschichte. Wenig bekannt ist es, wie er in Meissen den Lützowern auf die Bitte eines der jugendlichen Kämpfer „von Herzen gern" den Waffensegen erteilt mit dem tiefinnigen Herzenswunsch: „Ziehet mit Gott, und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute gegönnt".[2]) Diese Worte könnten ein explosiver Aus-

---

[1]) Biedermann „Goethes Gespräche" B. 3 S. 107. S. 293.
[2]) Biedermann Goethes Gespräch B. 8. S. 319f.

druck für seinen Herzensanteil an der gemeinsamen Sache sein, die sein kalt prüfender Verstand ganz mit Unrecht in völliger Verkennung der sich gegenüberstehenden Machtfaktoren verurteilte. Und das war sein zweiter grosser Irrtum, dass er nicht an die Kraft und das Gelingen, ja an den endlichen Sieg der elementaren Volksbewegung glaubte.[1]) Ja, noch mehr; jenem „von Herzen gern" erteilten Waffensegen stehen andere Zeugnisse entgegen, die fast zu besagen scheinen, dass Goethe das Schlachtenglück der verbündeten Armeen eigentlich ungern gesehen habe. Zwar hat Morsch[2]) zwei Stellen, die ihn am meisten zu compromittieren scheinen, auf ihre wahre Bedeutung zurückgeführt; es sind vor allem die bekannten, von Arndt[3]) mitgeteilten, bis zum Ueberdruss citierten Worte: „Ihr Guten, schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist Euch zu gross, Ihr werdet sie nicht zerbrechen." Diese Worte besagen ja weiter nichts, als das Goethe an die Niederwerfung Napoleons nicht glaubte, dass er vor allem auch, das übersieht Morsch, die Ketten der Fremdherrschaft wirklich als solche empfand. Aus der unerschütterlichen Zuversicht, mit der er zu der vollendeten Meisterschaft und Unüberwindlichkeit seines Helden emporschaute, erklärt sich vor allem seine im ganzen kühle und reservierte Haltung und sein Misstrauen in den dauernden und entschiedenen Erfolg der ganzen Unternehmung. Die zweite Stelle, einem Brief an Knebel entnommen:[4]) „Karln kannst du zu seinem Troste sagen, dass wohl allenfalls noch von Hott Hottchen die Rede sein könnte, einem Organ, das seinen Patriotismus gewiss auf's schönste fördern wird", scheint auf den ersten Blick eine Verspottung der vaterländischen Begeisterung zu enthalten, stellt sich aber bei näherem Zusehen im Zusamenhang mit andern Briefstellen, wie Morsch zeigt, als ein harmloser Scherz heraus.

Weit schwerer fallen mehrere, in den Gesprächen aus jener Zeit aufbewahrte Aeusserungen Goethes in's Gewicht, von denen Morsch bei seiner Abwägung des Goetheschen Patriotismus, besonders in jener Zeit hochgespannter Vaterlandsbegeisterung, keine Notiz nimmt, und auf die Lorenz[5]) vor allem hinweist, um seine Behauptung, der Dichter habe den Sieg der Verbündeten ungern gesehen, zu erhärten. Dem von Riemer[6]) mitgeteilten Goetheschen Verwerfungsurteil aus dem Jahre 1806 „über den Freiheitssinn und die Vaterlandsliebe, die man aus den Alten zu schöpfen meint, und die in den meisten Leuten zur Fratze wird", mag zwar schon mit Rücksicht auf den Gewährsmann, wie Lorenz bemerkt, keine besondere Bedeutung beizumessen sein. Der ganze Ausspruch ist allgemein gehalten, doch lässt sich eine gewisse Beziehung auf das Widerstreben gegen den Druck der Bonaparteschen Zwingherrschaft in Deutschland nicht verkennen. „Sich den Oberen zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig zu begegnen, darum weil uns Lateinisch und Griechisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht,

[1]) Vergl. Geiger „Aus Alt-Weimar" a. a. O. S. 151. [2]) Morsch „Goethes Festspiel", „Des Epimenides Erwachen", Goethe-Jahrbuch XIV, S. 242. [3]) E. M. Arndt „Erinnerungen aus dem äusseren Leben" Leipzig. Ohne Jahr. S. 196. Jetzt auch Biedermann a. a. O. B. 3. S. 76.

[4]) Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel a. a. O. B. II. S. 112. [5]) Lorenz „Goethes politische Lehrjahre." a. a. O. S. 124. [6]) Biedermann „Goethes Gespräche" B. 2. S. 110.

ist kindisch und abgeschmackt.“ Dazu kommt, dass diese hier indirekt ausgesprochene Aufforderung zur ruhigen Unterwerfung unter das Machtgebot des Siegers mit der glaubwürdig bezeugten, so überaus vorsichtigen, ja ängstlichen Haltung des Dichters in der Schreckenszeit des Jahres 1806 für Weimar nach der Schlacht bei Jena durchaus harmoniert.[1]) Möge also auch die Form des Ausspruchs nicht der reine Goethe sein, sein Inhalt wird sich wohl mit der diesbezüglichen, zu Riemer getanen Aeusserung decken. Aber die Hindeutung auf den aus den alten Schriftstellern und Dichtren gleichsam erlernten Patriotismus, die Wahl des Ausdrucks vor allem weist mehr auf jenes unfruchtbare, zwecklose Widerstreben hin, das sich nutzlos aufreibt und doch das Schicksal des Unterliegenden im Kampfe mit der erdrückenden Uebermacht nicht abzuwenden vermag. Wer möchte nicht zugeben, dass ein solches Verhalten des einzelnen im Jahre 1806 nach der furchtbaren Niederlage, an sich ehrenvoll, doch eine scharfe Zurechtweisung verdiente? Für die Zeit des Völkerkampfes sieben Jahre später mit seinen grossen Zielen, seinen gewaltigen Machtmitteln, seinen grossartigen Erfolgen hat eine solche Verdammung des Freiheitssinns und der Vaterlandsliebe, die als ursprüngliche Naturkräfte sich geltend machten, keinen Sinn. Es gehört in der Tat ein gewisser Unverstand dazu, sie auch in Beziehung auf den grossen Freiheitskampf Goethe in den Mund zu legen. In Zusammenhang hiermit, Goethes ganze Haltung und Stimmung nach dem 14. October erklärend und rechtfertigend, muss man jene Mitteilung des preussischen Artillerieoffiziers aus dem October 1806 bringen. Der Dichter äusserte seinen Unmut über den ganzen Krieg, besonders auch die Art und Weise, wie solcher geführt wurde, so überaus heftig, dass er ganz die Ruhe und Würde, die ihm stets in so hohem Grade innewohnte, darüber vergass. Diese scharfe Kritik bezieht sich doch aber nur auf jenen Krieg, für den Goethe als Nichtpreusse unmöglich sich besonders erwärmen konnte, zumal gerade sein engeres „Vaterland“ schwer darunter zu leiden hatte. Dass er die ganze Art und Weise der Kriegführung sehr abfällig beurteilte, hatte ja seine tiefe Berechtigung, die unmittelbar nach der Niederlage fasst gleichzeitig kein geringerer als Gneisenau schon damals in seiner schonungslosen Kritik des Feldzuges nachgewiesen hat,[2]) ohne dass diesem der Vorwurf mangelnder Vaterlandsliebe daraus erwachsen wäre. Aus diesem Verwerfungsurteil Goethes

[1]) Vergl. Geiger „Aus Alt-Weimar a. a. O. S. 166f. 176f. 186. Dazu auch: Siegmar Schultze „Falk und Goethe,“ Halle 1900. S. 58f. Die Schrift tritt mit der ausgesprochenen Tendenz eines keineswegs unbedingten, blinden Goethe- und Götzenanbeters auf, „einige menschliche Schwächen des Olympiers zu lüften.“ Die Erzählung von dem bedientenhaften Entgegeneilen des Dichters beim Einrücken der französischen Chasseurs in Weimar am 14. October 1806 und seiner hausknechtartigen Dienstbeflissenheit gegenüber den feindlichen Reitern, sowie über sein ganz unwürdiges Verhalten während jener schweren Tage soll hier auf ihre Glaubwürdigkeit nicht nachgeprüft werden. Sie erscheint mir aber nach der ganzen Ueberlieferung so wenig begründet im Vergleich mit allen übrigen Berichten und Zeugnissen über Goethes Haltung in jener Zeit, dass ich sie in den Bereich des aus geringfügigem Anlass entstandenen, nachher sorgfältig gebuchten Klatsches zu verweisen nicht anstehen würde.

[2]) In seiner Denkschrift über den Krieg von 1806. Bei Pertz „Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neithardt von Gneisenau.“ Berlin 1864—67. B. III.

über den Kampf des Jahres 1806 gegen Napoleon auch ein solches über den von 1813 ohne weiteres ableiten zu wollen, ist abgeschmackt. Mehr belasten ihn nun allerdings andere Aeusserungen, so vor allem in dem Gespräch mit einem preussischen Artillerieoffizier aus der Mitte des Dezembers 1813.[1]) Entsprechen die Mitteilungen wirklich dem tatsächlichen Inhalt von des Dichters Worten, und das ist bei diesem Gewährsmann, der seine mangelnde Fähigkeit, „mit einem so berühmten Dichter und Gelehrten in eine Disputation sich einzu - lassen," offen eingesteht, keineswegs jedem Zweifel enthoben, so offenbarte er hier „seine geringe patriotische Freude über die glänzenden Siege und die Vertreibung Napoleons aus Deutschland. Fr verhielt sich auffallend kühl und kritisierend dagegen und pries sogar die vielen glänzenden Eigenschaften des Kaisers Napoleon auf eine sehr beredte Weise." Das würde in der Tat zur Bestätigung jener Ansicht dienen, der Sieg der verbündeten Heere wäre ihm gleichgültig, wo nicht gar wider seinen Wunsch und Willen gewesen. Auch das Gespräch mit Fouqué vom Ende Oktober 1813, in dem es sich um die Folgen der Schlacht bei Leipzig handelt und besonders die Rücksicht auf Napoleon die Stimmung Goethes beeinflusst, kann in demselben Sinne gedeutet werden. Sein Inneres sträubt sich gleichsam gegen diesen Gedanken, dass der Kaiser unterliegen könnte.[2]) Da hier Goethes eigene Worte citiert werden, so hat die Auslegung eine sicherere Basis. Der letzte Satz des Dichters: „So wäre er denn also wirklich schon vollständig geschehen, der entscheidende Schlag? Desto besser," — gibt in der Tat zu denken. Ein Ausdruck der Freude über den Sieg kann das „desto besser" nach dem ganzen Zusammenhang nicht sein. Dagegen spricht der Umstand, dass er vorher zu dem Glauben an die Niederlage seines Heros sich gleichsam gewaltsam zwingen muss, so gar keine Genugtuung darüber verrät, und vor allem seine tief ernste, nachdenkliche Haltung. Das „desto besser" kann hier nichts weiter, als die Befriedigung darüber kennzeichnen, dass die Entscheidung nun endlich herbeigeführt und so das Ende des furchtbaren Völkerkampfes abzusehen ist, für Goethes bekanntes Ruhebedürfnis ein so wichtiges Moment. Derselbe Fouqué, an dessen Glaubwürdigkeit und Befähigung, Goethes Worte richtig wiederzugeben, nicht gezweifelt werden kann, meldet uns dann noch vom 2. Dezember 1813 eine höchst interessante Scene im Goetheschen Hause. Fouqué trägt einige seiner eigenen Lieder vor. Das Gespräch kommt auf die Frankfurter Friedens- und Waffenstillstands-Verhandlungen, und Fouqué spricht seine Befürchtung aus, dass Europa aufs neue in Napoleons Band gekettet werden könnte und all die schönen Opfer umsonst verblutet wären. Im Anschluss an die Ausführung dieses Gedankens deklamierte dann der Berichterstatter einige tief empfundene Verse zum Preis des göttlichen Waltens und demütiger Ergebung in den Willen des Allerhöchsten. Alle Zuhörer bezeugten ihre Ergriffenheit und sprachen sie auch aus; Goethe allein blieb stumm und teilnahmslos und nannte die Verse nachher „etwas penible", während er für die folgende, begeisterte poetische Schilderung der Siege der Verbündeten nichts weiter als das in tiefernster Stimmung ausgesprochene „schön! sehr schön!" hatte, ohne auch hier eine tiefere Bewegung

[1]) Biedermann Goethes Gespräche B. 8. S. 334f.
[2]) Biedermann Goethes Gespräche B. 3. S. 94. Vergl. auch Geiger „Aus Alt-Weimar„ S. 151.

zu verraten.[1]) Höchst seltsam berührt uns dann ein Bericht von Rochlitz auch aus dem December 1813, also aus der Zeit unmittelbar nach den grossen Ereignissen. Rochlitz ruft nach der ersten und eindringlichen Besprechung der grossen Weltereignisse, der glänzenden Siege der Verbündeten aus: „Genug für heute! Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Weltregierung laut anerkennen." Der Dichter erklärt darauf, dass man das ja müsse; er aber für seine Person könne es nicht laut, sondern nur schweigend tun.[2])

Aus der Gesamtheit dieser im ganzen ausreichend verbürgten Zeugnisse geht nun zur genüge hervor, dass Goethe, wenn auch nicht gerade den Sieg der Alliierten ungern gesehen, soweit möchte ich mit Lorenz in dem Tadel seiner Haltung nicht gehen, so doch wenigstens den grossen Zeitereignissen, die seinem Volke, seinem Vaterlande die politische Freiheit und Unabhängigkeit wiedergaben, mit einer gewissen Gelassenheit, ja Kälte und Unempfindlichkeit gegenüergestanden habe. Ein demonstratives Auftreten hat niemand von ihm verlangt; man hatte allgemein das Gefühl, dass seine Leistungen für das Vaterland grösser wären, als die irgend eines andern Vaterlandsfreundes. Selbst solch stürmische Patrioten, wie Jahn und Arndt, haben das eingesehen und seine Zurückhaltung vollkommen gebilligt.[3]) Er selbst hat in einer Weise seine wohl überlegte Reserve erklärt, die jede Missdeutung von vornherein ausschliesst.[4]) „Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Hass! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben. Aber es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war." Kriegslieder dichten und im Zimmer sitzen, das wäre bei einer so unkriegerischen Natur wie der seinigen nur eine Maske gewesen, die ihm sehr schlecht zu Gesichte gestanden hätte.

Aber sein Schweigen, seine Unempfindlichkeit lassen sich doch nicht wegleugnen. Man hat versucht, sie mit Rücksicht auf seine Erwägung zu entschuldigen, dass selbst nach der Befreiung des Vaterlandes die politischen Zustände sich in Deutschland nicht bessern, der Name Freiheit ein leeres Phantom bleiben würde. Er sagt es mit dürren Worten in seinem Gedicht „Die Sprachreiniger":[5])

„Gott Dank! Dass uns so wohl geschah,
Der Tyrann sitzt auf Helena!
Doch liess sich nur der eine bannen,
Wir haben jetzo Hundert Tyrannen,
Die schmieden, uns gar unbequem,
Ein neues Kontinentalsystem."

Sehr skeptisch äussert er sich auch über eine baldige günstige Gestaltung der deutschen Verhältnisse durch die Wiener Congressverhandlungen:[6])

---

[1]) Biedermann Goethes Gespräche B. 3. S. 111ff. [2]) Vergl. zu 1, S. 120.
[3]) Bielschowsky a. a. O. B. 2. S. 434. [4]) Geiger-Eckermanns Gespräche S. 588f.
[5]) Goethes W. Kurz B. 1. S. 557. [6]) Vergl. zu [5]).

„Was die Grossen Gutes taten
Sah ich oft in meinem Leben.
Was uns nun die Völker geben
Deren auserwählte Weisen
Nun zusammen sich beraten
Mögen unsre Enkel preisen,
Die's erleben."

In dem Gespräch mit Luden tritt er mit diesen Befürchtungen unverhüllt hervor:[1]) „Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiss es, was es will? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als dass auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen: die Freiheit; vielleicht würden wir es aber besser Befreiung nennen — nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche." Er besorgt eine neue Knechtung Deutschlands durch Russland oder Oesterreich.

Es ist aber nicht einzusehen, wie es nur möglich ist, die Berechtigung dieser Zweifel und Befürchtungen anzuerkennen. Die erste Bedingung einer Besserung der Zustände, vor allem einer Fortdauer der Deutschen als einer selbständigen Nation war doch die Abwerfung des französischen Joches, das wie kein anderes die Seele Deutschlands zu vergiften, deutsches Wesen ganz zu ruinieren, die Existenz der deutschen Cultur überhaupt bei längerer Dauer ganz in Frage zu stellen geeignet war. Wie kann man ferner die Vorherrschaft Oesterreichs in Deutschland nach 1815, den Einfluss Russlands auf die deutsche Politik nur im entferntesten mit der Knechtung und Vergewaltigung, der Ausbeutung des Vaterlandes bis zum letzten Mann und zum letzten Groschen, der Vernichtung aller politischen Bewegungsfreiheit durch Napoleon in den Jahren 1806—1813 vergleichen?[2]) Hier hat Goethe in seiner fast blinden Vorliebe und Begeisterung für Napoleon und sein Regime seine sonstige Unbefangenheit und Klarheit des Urteils sich nicht zu wahren vermocht.

Alles in allem genommen können wir uns der Einsicht nicht verschliessen, dass Goethe nach der wider sein Erwarten so glänzend gelungenen Befreiungstat zu der Erkenntnis kommen musste, dass er in seinem Zweifel an der gewaltigen Kraft und Nachhaltigkeit der Volksbewegung, in seinen Bedenken hinsichtlich des letzten grossen, entscheidenden Erfolges geirrt, dass seine kühle, reservierte Haltung angesichts des Begeisterungssturms unnatürlich, und er den Mangel an Anerkennung für die grösste Tat der Deutschen in ihrer Gesamtheit vor sich selbst nicht zu rechtfertigen vermochte. Und so ist es zu verstehen, dass er im Epimenides sich selbst zeichnet, um seinen Irrtum offen und rückhaltlos einzugestehen, ein Bekenntnis, das in den Augen jedes billig Denkenden ihn nicht herabsetzt, sondern nur noch höher stellt.

---

[1]) Biedermann Goethes Gespräche B. 3 S. 106.

[2]) Wenn Bielschowsky a. a. O. B. 2. S. 331 Goethe hinsichtlich dieser Befürchtungen einer neuen Fremdherrschaft nach 1815 Recht gibt, so muss ich gestehen, dass ich mich in diese Vorstellung nicht hineindenken kann.

„Doch schäm' ich mich der Ruhestunden,
Mit euch zu leiden war Gewinn,
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch grösser, als ich bin."[1])

Aber ihm konnte man die Ruhestunden wohl gönnen. Was er im Stillen geschaffen, war für das deutsche Volk von höherem Werte, als wenn er kriegerische Gesänge gedichtet oder gar selbst das Schwert geschwungen hätte. Der Priester tröstet daher Goethe-Epimenides und zeigt ihm seine wahre Bestimmung in jenen Tagen:

„Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst,
Sie bewahrten dich im Stillen,
Dass du rein empfinden kannst."[1])

Die Erkenntnis nun, dass Goethe im Epimenides sich selbst dargestellt, um mit hochgesinnter Offenheit seinen Irrtum zu bekennen, von den moralischen Kräften des deutschen Volkes zu gering gedacht zu haben, ist zugleich von der grössten Wichtigkeit für die Frage, ob der Epimenides nun auch in der Tat einen Bruch mit Goethes ganzer Napoleonauffassung bedeutet. Fischer bestreitet das;[2]) er sucht mancherlei Gründe, die Ansicht mehrerer Kommentatoren zu erschüttern, dass in den Dämonen der List, des Krieges, der Unterdrückung, oder doch wenigstens in dem letzteren, Napoleon zu erkennen sei.

Nun ist es ja von vornherein klar, dass man diese Deutung der Mehrzahl der Erklärer um so leichter annehmen wird, wenn mann auch mit der Parallele Timur-Napoleon und der Verurteilung des letzteren als des „Tyranns des Unrechts, der verdammten Geister einer" sich einverstanden erklärt. Dann berichtigt Goethe ähnlich wie im west-östlichen Divan so auch im Epimenides seine bisherigen Urteile über den Kaiser, indem er nun auch die negative Seite des gewaltigen Genius, die Teufelsnatur in ihrer zerstörenden Kraft und Vernichtungswut, in seinem Bilde deutlich hervortreten lässt. Dieses einen Abfall von seiner ganzen bisherigen Auffassung zu nennen, wäre ungerecht, aber das Eingeständnis seines bisherigen Irrtums, wenn er in seinem Idealbild immer nur den grandiosen Tatmenschen, den Helden gefeiert, liegt doch wohl darin. Ein solches Eingeständnis widerspricht wie die Ehrenerklärung, die er als Epimenides seinem Volke gibt, keineswegs seiner später immer und immer wieder hervortretenden Bewunderung der Ruhmesgrösse seines Imperators und der Anerkennung seiner ungeheuren Leistungen.[3]) Wenn Lorenz[4]) sich nicht entfernt die Vorstellung machen kann, dass Goethe „sich selbst unter dem Epimenides vorstellen und so gleichsam auf die arme Sünderbank habe setzen wollen," so kann er, was ja aus seiner Deduktion hervorgeht, ebensowenig zugeben, dass in jenen Dämonen Napoleon enthalten sei. Lorenz begründet dies damit, dass Goethe auch über den Epimenides hinaus immer darauf gepocht habe, dass er eine ganz richtige Ansicht von Napoleon gehabt. Auch habe er für seine Person sich gar nicht in seinen Ansichten

[1]) Goethes W. Kürschner Teil XI B. 6. S. 341. [2]) Fischer S. 147. [3]) Fournier in der Chronik des Wiener Goethe-Vereins a. a. O. S. 23. [4]) Lorenz a. a. O. S. 119.

geändert, sondern sei immer derselbe geblieben. In seinen späteren Briefen und Gesprächen ist er allerdings in seiner Bewunderung noch sehr viel weiter gegangen als vor 1815. Hier konnte er ohne die Fessel irgend eines besondern Zwecks diejenigen Züge des Gesamtbildes hervorheben, die auf ihn eine so starke Anziehungskraft ausgeübt; wo er aber den Sieg der verbündeten Völker über die Tyrannei der Unterdrückung schildern wollte, konnte er sich nicht mit abstrakten Schemen begnügen. Er musste den Träger des Despotismus, dessen persönliche Kraft ja allein das Ungeheure zustande gebracht, im Kampfe gegen die idealen Mächte der Menschheit darstellen. Er musste dann auch diejenigen Seiten an ihm hervorkehren, die die ganze Menschheit gegen ihn aufgebracht und schliesslich seinen Sturz herbeigeführt. Der Zusammenbruch des Bonapartismus hatte auch Goethes Blick auf jene Seite seines Wesens gerichtet, über die er bis dahin geflissentlich hinweggesehen. Dem Sturm des Unwillens und der Verdammung konnte auch er sich damals nicht ganz entziehen. Unter seinem Einfluss hat er den Timur, den Epimenides gedichtet. Wer möchte ihn deshalb der Inkonsequenz, des Schwankens und der Unklarheit in seinem Gesamturteil anklagen?

Es dürfte hier nicht ohne Interesse sein, die Gründe Fischers, Goethe habe in den drei Dämonen nicht Napoleon verkörpern wollen, einer kurzen Prüfung zu unterziehen. Wenn Fischer[1]) darauf hinweist, dass Goethe den Dämon der Unterdrückung ohne viel Umstände auch äusserlich, wenn er ihn als Napoleon hätte verstanden wissen wollen, etwa durch Hut und Mantel, über der Brust gekreuzte Arme, irgend ein kleines Merkmal charakterisiert hätte, so können wir dem Theaterdirektor Goethe, dem es immer auch äusserlich auf eine harmonische Gesamtwirkung seiner Aufführungen ankam, eine solche Geschmacklosigkeit wohl kaum zutrauen. Wie hätte sich ein uniformierter, oder durch ein äusserliches Abzeichen gekennzeichneter Napoleon wohl unter all den Genien und allegorischen Figuren aus dem antiken Vorstellungskreis ausgenommen! Oder sollte er als römischer Imperator und zugleich mit einem dreieckigen Hute auf dem Kopfe erscheinen? Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist ja allerdings nur ein Schritt. Wenn der Dämon der Unterdrückung nach Goethes eigener Anweisung als römischer Imperator erscheinen soll,[2]) so scheint mir darin auch äusserlich, man denke nur an die Vorliebe Goethes, Napoleon mit Cäsar zusammenzustellen, ein Fingerzeig auf den Kaiser zu liegen, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Abgesehen von diesem äusserlichen Merkmal zeigt ja Fischer selbst im Dämon des Krieges alle die innerlichen, für die Charakteristik der ganzen Figur weit wichtigeren Merkmale auf, die ihm auf Napoleon mehr als auf irgend einen anderen Kriegsfürsten zu passen scheinen: Die lebhafte Freude am Soldatenspiel, das rasche, entschiedene Handeln und unbefriedigte, ruhelose Weiterhasten, das Schwelgen in gigantischen Plänen, die Unfähigkeit des Masshaltens. Sind es nicht zugleich jene Eigenschaften, die schiesslich den Sturz des Gewaltigen vor allem herbeiführten? Von grösster Wichtigkeit für die richtige Erkenntnis scheint mir der fünfzehnte Auftritt zu sein, welchen Morsch die Achse des Stückes nennt.[3]) Hier kämpft der Dämon der Unterdrückung

[1]) Fischer a. a. O. S. 147. [2]) Morsch a. a. S. 228. [3]) Morsch a. a. O. S. 238.

vergeblich gegen die ungeheure Gewalt, die von allen Seiten mit zermalmender Wucht sich auf ihn niedersenkt.

„Die breite Wolke senkt sich, eine Wolke,
Lebendig tausendfach, vom ganzen Volke,
Von allen Edlen schwer; sie sinkt, sie drückt,
Sie beugt mich nieder, sie erstickt.“[1])

Es ist eine Vision, welcher der Dämon unterliegt. Diese Vision stellt die Volkskraft dar, den Selbsterhaltungstrieb der Nationen, welche Napoleon verachtet hatte. Wenn Fischer daran Anstoss nimmt, dass es eine Vision ist, vor welcher der Dämon flieht, ohne durch Waffengewalt bezwungen zu werden, so ist dem entgegenzuhalten, dass jene geistigen, idealen, sittlichen Kräfte, welche, die Hoffnung gegen Napoleon beschützend, ihn endlich niederdrücken, nicht anders dargestellt werden konnten. Wenn der Dämon endlich sich zu ermannen sucht mit den Worten

„Du biegst das Knie, vor dem sich Tausend brachen?
Der Allbeherrscher sei ein Mann!
Denn wer den Hass der ganzen Welt nicht tragen kann,
Der muss sie nicht in Fesseln schlagen,“

wer möchte in ihm, dem hassbeladenen All-Beherrscher, Napoleon verkennen wollen? Und nun am Schluss die individuell-persönliche Beziehung auf baldiges Sterben und Verderben:

„Doch ich wittere Grabesluft,
Unten schein ich mir zu wohnen
Und schon modert mir die Gruft.“

Fischer wirft dennoch seine Zweifel und Fragen gegen diese mit Händen zu greifende Personifikation auf. Er beruft sich vor allem auch darauf, dass in der ganzen Correspondenz zwischen Goethe und Iffland über das Stück und seine Aufführung von Napoleon mit keiner Silbe die Rede ist, während die Namen der alliierten Fürsten in mancherlei Erwägungen wiederkehren. Aber dieser Grund spricht ja gerade gegen seinen Zweifel. Die Darstellung der alliierten Herrscher in dem Festspiel erforderte ja eben die grösste Delikatesse und Vorsicht, da neben dem König von Preussen auch Kaiser Alexander nach dem ursprünglichen Plane an dem Siegesfeste in Berlin teilnehmen sollte,[2]) und es sollte ja keiner der vielen Befreier auf Kosten des andern besonders hervorgehoben werden. Daraus ergab sich von selbst die eingehendste Besprechung und sorgfältigste Erwägung aller Möglichkeiten und Bedenken, damit ja jeder Anstoss und jede Missdeutung vermieden würden. Daher die häufige Nennung der Namen der Fürsten in der Correspondenz. Auf Napoleon dagegen brauchte gar keine besondere Rücksicht genommen zu werden. Wenn er nur als der gemeinsame, furchtbare, endlich niedergeworfene Gegner aller in kraftvollen Zügen hervorstach, alles andere war gleichgültig. Mann konnte ihn ja nicht grandios und furchtbar genug zur Erscheinung bringen; um so ruhmvoller, glorreicher erschien dann der

[1]) Goethes W. Kürschner XI 7. B. 6. „Des Epimenides Erwachen“ S. 327.
[2]) Morsch a. a. O. S. 214.

gemeinsam erfochtene Sieg. Seine Gestaltung auf der Bühne war von vornherein gegeben, und es war daher nicht nötig, sich noch über eine möglichst angemessene, vielleicht auch möglichst schonende Behandlung des gemeinsamen Feindes aller brieflich zu verständigen. Der einzige, dessen Gefühle hier hätten geschont werden können, war Goethe, und dieser hatte, indem er die Aufgabe übernahm, ein solches Festspiel zu dichten, seine persönlichen Stimmungen und Gefühle zurücktreten lassen. „Die Mängel", sagt er einmal, „erkennt nur der Lieblose: deshalb, um sie einzusehn, muss man auch lieblos werden, aber nicht mehr, als hierzu nötig ist."[1]) Um gerecht zu sein, wurde er hier lieblos und würdigte so auch die zweite Natur in dem dämonischen Doppelwesen seines Helden eines scharfen, tief eindringenden Blickes. Später allerdings ist die alte Liebe wieder mit voller Kraft in sein Herz eingezogen.

Die grösste Schwierigkeit, und diese hebt auch Fischer besonders hervor, liegt nun in der Dreiteilung des Weltbezwingers unter die Dämonen der List, des Krieges, der Unterdrückung. Aus der Gesamtheit aller Urteile unseres Dichters geht nun hervor, wie unendlich reich, auch ganz entgegengesetzte Seiten genialer Naturanlage umfassend, sich ihm der Inhalt dieses grössten psychologischen Rätsels in der Weltgeschichte entfaltete. Daher nennt er den Gewaltigen auch ein „Kompendium der Welt."[2]) Die Verkörperung des Unerreichbaren in den Erscheinungen der Dämonen, also übermenschlicher, einer andern Welt angehörender Wesen, musste sich dem Dichter insofern aufdrängen, als Napoleon für ihn durchaus der Dämon *κατ' ἐξοχὴν* war, „so dass kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."[3]) Das Dämonische ist ihm dasjenige, das durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen, also von wunderbarer Konstitution ist. Dass in einer solchen dämonischen Natur ganz heterogene Kräfte und Strebungen enthalten sind, dass sich in der Fülle solcher Mannigfaltigkeit auffallende Widersprüche und Gegensätze hervortun, darauf geht wohl hauptsächlich die Goethesche Deutung von ihrer Unauflösbarkeit durch Verstand und Vernunft. Dass also Goethe jene Dreiteilung wählt, zeigt uns nur, wie über alle seine sonstige Erfahrung unermesslich gross und inhaltsreich ihm diese ganz einzige Manifestation des Dämonischen in der Geschichte sich offenbarte. Wenn nun nach Goethes eigener Erklärung die drei Dämonen „nicht in dem besten Verhältnis" stehen, da, „einer sich immer wirksamer und mächtiger zu sein dünkt, als der andere," worauf sich Fischer in seinem Einwande beruft, so ist das gerade ein überaus glücklicher Griff zu nennen, um die drei wichtigsten Kraftcentren des Napoleonischen Genies symbolisch vorzustellen, die schlaue, verschlagene Staatskunst, das grossartige Feldherrntalent, die ganz einzige Herrschergabe des geborenen Despoten. Dass Widersprüche und Gegensätze in einer so phänomenal begabten Natur hervortreten, indem Herrscher, Diplomat und Feldherr, in der einen Person vereinigt, jeder mit den ihm eigentümlichen Mitteln das Ziel zu erreichen sucht und dadurch „sich wirksamer und mächtiger dünkt" als der andere, das ist eben in dem Wesen des

[1]) Goethes W. Kurz B. 12. S. 670.

[2]) Geiger-Eckermanns Gespräche a. a. O. S. 136. [3]) Vergl. ad 2) S. 377.

Genius begründet. Aber vielleicht ist es gerade das Gegeneinanderstreben dieser drei Naturen in der einen, alle drei gleich gewaltig und erfolgreich, wodurch schliesslich die furchtbaren Fehler in der Ausführung des Gewollten verschuldet werden, die dann den rettungslosen Sturz in unendliche Tiefe herbeiführen. Also nicht diese Dreiheit in der Gestaltung des Napoleonischen, nach Goethes Anschauung geradezu universalen Genius erscheint merkwürdig; vielmehr wäre es nach dem Gesagten auffallend gewesen, wenn sich Goethe diese Dreiteilung, die uns die klarste Anschauung vom Wirken und Untergange des Welteroberers bietet, hätte entgehen lassen. Hat er die überreiche Fülle seines eigenen Wesensgehaltes doch auch in verschiedenen Gestalten seiner Dichtungen ausgeprägt: Im Albert ist soviel Goethe, wie im Werther, im Götz soviel wie im Weislingen, vor allem im Tasso soviel wie im Antonio, im Faust soviel schliesslich auch wie im Mephisto.

In seinen Dichtungen hat er sich nach dem Epimenides mit Napoleon nur noch ein einziges Mal befasst in seinen „Politica."[1])

„Am jüngsten Tag vor Gottes Thron
Stand endlich Held Napoleon.
Der Teufel hielt ein gross Register
Gegen denselben und seine Geschwister,
War ein wundersam verruchtes Wesen:
Satan fing an, es abzulesen."

Hier hat Goethe in die Behandlung des Stoffes ein komisches Element eingeflochten. Napoleon wird zur Hölle verdammt. Wir sehen, der grosse, verruchte Bösewicht hat hier am Ausgang des „wundersamsten aller Heldenleben"[2]) doch über den „gigantischen Helden des Jahrhunderts" in Goethes Vorstellung den Sieg gewonnen. Aber der Respekt vor dem Gewaltigen verleugnet sich auch hier nicht. Gott Vater spricht zum Teufel, indem er ihm den Schuldigen überliefert:

„Getraust Du Dich, ihn anzugreifen,
So magst Du ihn zur Hölle schleifen."

Als der grosse Abenteurer auf Helena noch immer die Welt in Unruhe und Bewegung erhielt, hat Goethe doch diese so fruchtbare tragische Situation nicht weiter ausgenutzt. Er hat keine Helenalieder gedichtet. Besonders bemerkenswert ist, dass auch die Nachricht von dem Tode des Verbannten seinen grössten und treusten Bewunderer zu keiner besonderen poetischen Kundgebung angeregt hat. Die einzige Aeusserung zu diesem Ereignis, das doch sein ganzes Innere so tief erschüttern musste, war die Uebersetzung der Ode von Alexander Manzoni „der fünfte Mai."[3]) Er nannte sie später das beste Gedicht, das über diesen Gegenstand gemacht worden.[4]) Dem Rat Grüner las er sie im Jahre 1822 vor, also bald nach dem Tode seines Helden, wo der Eindruck des Ereignisses noch frisch war. „Er war dabei wie in einem verklärten Zustande, ganz ergriffen, das

[1]) Goethes W. Kurz B. 1 S. 556. [2]) Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard a. a. O. S. 295. [3]) Goethes W. Kurz B. 2. S. 176. [4]) Geiger-Eckermanns Gespräche S. 206.

Feuer blitzte aus seinen Augen, die richtigste Betonung eines jeden Wortes und Ausdrucks ergriffen auch mich, und wie er zu Ende war, folgte eine Pause, wir sahen einander an, ich konnte in seinem Antlitz, und er mochte in dem meinigen Begeisterung lesen."[1]) Besonders rühmte der Dichter die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft.[2])

Aus der sorgfältigen Prüfung aller vorliegenden Zeugnisse ergibt sich nun für den unbefangenen Beurteiler die unbestreitbare Tatsache, dass Goethe, wenigstens vorübergehend, sich dem Zwange der Wahrheit nicht entziehen konnte, in dem gigantischen Helden des Säkulums auch den teuflischen Bösewicht und den Frevler an dem Glück und der Wohlfahrt der Völker zu erkennen. Diese Gewissheit macht es uns leicht, auch das Grundlose und Hinfällige der Fischerschen Behauptung einzusehen, für Goethe wäre Napoleon das Ideal eines Fürsten oder Herrschers gewesen. Aus dem ganzen Verlauf der bisherigen Untersuchung folgt dann aber weiter, dass von einer Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung, wenn auch in bestimmten Grenzen, als der Grundlage von Goethes so überaus leidenschaftlicher Hinneigung zu dem Kaiser keine Rede sein kann. Die Hauptargumente der Fischerschen Beweisführung glaube ich in dem Ganzen meiner Darlegungen hinreichend entkräftet zu haben.

Daraus ergibt sich dann aber auch die Notwendigkeit, eine andere haltbarere Begründung für dieses so auffallende Verhalten unseres grössten Dichters zu dem Feinde seines Volkes zu suchen. Die meisten Darsteller haben sich um eine solche Begründung bemüht, und es sind die verschiedensten Versuche gemacht worden, die wahren Motive dieser schwärmerischen Verehrung, die sich in ihrer Stärke und Dauer eben so schwer erklären lässt, aufzudecken. Dass die Sympathie Goethes in ihrer Entstehung dem Bändiger der Revolution galt, dem Retter Frankreichs aus der Not der Anarchie, wird von Fournier,[3]) Lorenz,[4]) Geiger[5]) übereinstimmend betont, und diese Seite wird auch von Fischer mit Nachdruck hervorgehoben. Dagegen findet sich kein Anhalt, wie oben gezeigt worden ist, politische Uebereinstimmung, wie überhaupt politische Motive dieser Zuneigung unterzulegen, wenigstens nicht in dem Sinn, dass Goethe das politische System des Eroberers rückhaltlos anerkannt und gebilligt hätte. Das liess schon sein starkes Friedens- und Ruhebedürfnis nicht zu. Noch 1813 möchte er „dem gigantischen Helden unseres Säkulums," um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Teil jener Empfindungen eingeben können, welche ihn jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen.[6]) Nach der Schlacht bei Leipzig scheint sich Goethe mit der Absicht getragen zu haben, Napoleon zu bestimmen, sich auf Frankreich zu beschränken, also Frieden zu machen.[7]) Ob vielleicht der Brief Goethes, den Reinhard besessen zu haben scheint, und der verloren gegangen, eine solche Friedensmahnung an den Gewaltigen enthielt?[8]) Aber so

[1]) Biedermann „Goethes Gespräche B. 4. S. 190.

[2]) Geiger-Eckermanns Gespräche S. 151.

[3]) Fournier „Chronik des Wiener Goethe-Vereins" S. 22. [4]) Lorenz „Goethes politische Lehrjahre" S. 21. [5]) Geiger „Aus Alt-Weimar S. 149. [6])Biedermann „Goethes Gespräche" B. 8. S. 230 ff. [7]) Düntzer „Goetes Leben" 1880. S. 582. [8]) Vergl. Goethe-Jahrbuch XX. S. 289.

gern Goethe später in dem Kaiser den Friedensstifter für den zerrütteten und aufgewühlten Continent gesehen hätte, durch jene offene Gewalttat des 10. November 1799, da Bonaparte mit seinen Grenadieren die Mitglieder der Fünfhundert in St. Cloud durch die Fenster des Sitzungssaales in's Freie jagte, der Unordnung ein Ende machte, ein festes, wenn auch hartes und schroffes Regiment errichtete, da hatte er sich die wärmste Zuneigung des Dichters erworben. Damit wäre aber die ganz einzigartige Bewunderung, die staunende Ehrfurcht durchaus noch nicht erklärt, mit der er später von ihm redet, und mit der sich die Verurteilung im Timur des westöstlichen Divans und im Festspiel von 1815 keineswegs in Einklang bringen lässt. Die Ursache seiner schwärmerischen Verehrung liegt tiefer und hängt eng zusammen mit einem centralen Interesse des dichtenden Genius, das in dem Cultus urkräftig sich entfaltender, menschlicher Einzelpersönlichkeit seinen Schwerpunkt hat. Alle entschiedenen, grossen Charaktere der Geschichte und Sage übten auf den Dichter seit frühester Jugend die stärkste Anziehung aus: Prometheus, Sokrates, Mahomet, Cäsar, unter den Lebenden Friedrich der Grosse. Letzterer genügte lange Zeit dem Goetheschen Bedürfnis, sich an heldenhafter Grösse zu begeistern, den grossen Genius der Tat mit dichterisch zeugender Phantasie zu umfassen und das höchste Erzeugnis frei schaffender Natur mit poetischer Gestaltungskraft nachzuschaffen und zu ergänzen, ein solches Heldenbild in eine ideale Sphäre zu erheben. Jetzt tritt ihm in Napoleon inmitten der kleinlichen Gegenwart auf dem Gebiete der Tat eine kongeniale Persönlichkeit entgegen, zwar eine ganz anders geartete, vielmehr gegensätzliche, aber doch von gleicher Grossartigkeit der Erscheinung, wie die seinige, der zweite, über die Masse der Menschheit seines Zeitalters hervorragende Gipfelpunkt höchsten Könnens und Vollbringens. Eine Gestalt, wie er sie sonst nur in der Sage und Geschichte des Altertums zu finden gewohnt war, steht jetzt leibhaftig vor ihm. Harnack vertritt die Ansicht, dass erst seit der Kaiserkrönung und dem ernstlichen Hervortreten des Welteroberungsplanes Goethe den plötzlichen, aber bleibenden Eindruck von der einsam in der Neuzeit dastehenden, einem Heroenzeitalter entstammt scheinenden Grossartigkeit dieses Mannes empfangen habe.[1]) Harnack verabsäumt es aber, für diese seine Ansicht den Beweis auf Grund des Quellenmaterials zu erbringen. Gegen eine solche, schon jetzt bei Goethe nachweisbare grandiose Auffassung des korsischen Abenteurers auf dem Throne spricht schon der Umstand, dass Goethe ihn bis in den August 1806 hinein nie anders als ganz einfach Bonaparte nennt, also auch nach der Kaiserkrönung durchaus nicht Kaiser Napoleon. Diese Bezeichnung braucht er erst seit den Tagen der Stiftung des Rheinbundes, gleichsam als wollte er ihn dadurch nun auch als seinen Kaiser, der auch ihm zu gebieten habe, honorieren.

Fischer geht in dem Bestreben, die Entwicklung der Goetheschen Napoleonbewunderung aufzuzeigen, gründlicher zu Werke.[2]) Er versucht zu zeigen, dass eine wirkliche, aus lebhaftestem Interesse hervorwachsende, bewundernde Anerkennung Goethes den Imperator von seinem ersten Auftreten an begleitete. Aus den wenigen Belegstellen, die Fischer

---

1) Harnack a. a. O. S. 238. 2) Fischer S. 56 ff.

anführt, und die über den Wert kurzer, farbloser Bemerkungen nicht hinausgehen, lässt sich das aber nicht entnehmen. Eine gewisse, wenn auch etwas vorsichtige Billigung ist ja darin nicht zu verkennen. Aber noch im Jahre 1804 recensiert Goethe eine Schrift „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Consulate", und gerade hier, wo er mit seinem Beifall hätte frei hervortreten können, äussert er sich in der vorsichtigsten Weise.[1] „Er nimmt manches Aergernis an dem ausserordentlichen Mann, der durch seine Unternehmungen, seine Taten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt." Beweist das bereits eine uneingeschränkte Bewunderung und Verherrlichung? Er hält es auch für das Beste, über die Schrift „mit leichten Fussspitzen hinwegzuschreiten." So lässt sich der Dichter über den Gewaltigen im Jahre der Kaiserkrönung vernehmen. Sollte also gerade mit diesem Akte der Eindruck des neuen Cäsar auf Goethe ganz besonders stark hervorgetreten sein, seine Persönlichkeit als „einem Heroenzeitalter entstammend" sich ihm dargestellt haben, wie Harnack behauptet? Für Fischer ist nicht das Jahr 1804, sondern 1806 und die Gründung des Rheinbundes am 6." August entscheidend. Auf der Rückkehr von Karlsbad nach Jena, behauptet Fischer, auf die Nachricht von der Gründung des Rheinbundes unter Napoleons Protektorat, sei Goethe Napoleonisch geworden, d. h. von jetzt an trete die Anerkennung ausdrücklich hervor.[2] Als nun nach der Schlacht bei Jena und der Aufnahme Sachsen-Weimars in den Rheinbund der Kaiser auch des Dichters Protektor geworden, da hätte er nunmehr ganz im Banne der gewaltigen Persönlichkeit gestanden.

Indessen sind auch die Belege für diese Fischersche Ansicht sehr spärlich und von teils zweifelhaftem Werte. Die kurze Notiz im Tagebuch für 1806,[3] wo der Dichter über den Imperator sich auslässt und in seinen Taten die Lehre Fichtes bestätigt findet, ist die eine nennenswerte und wertvollere Aeusserung aus dieser Zeit; die andere ist die schon oben erwähnte Briefstelle: „Wenn man diesen Kaiser und seine Umgebungen mit Naivetät beschreiben hört, da sieht man freilich, dass nichts dergleichen war und auch nicht mehr sein wird."[4] Beide Stellen, aus Goethes eigener Feder stammend, sind zwar unanfechtbar. Aber sie besagen doch nur, dass der Kaiser für den Dichter Gegenstand eingehenden Nachdenkens geworden, und dass der Kriegsfürst mit seinem Heere, wie er jetzt über Deutschland gleich einer Sturmwolke daherfuhr, auf die Phantasie des Dichters den Eindruck des Ungeheuren gemacht. Nur dieses und nichts anderes reflektiert sich in den genannten Stellen. Die andern Aussprüche aus den Jahren 1806 und 1807, wie überhaupt bis zum October 1808 gehen auf Riemer als ihren Redaktor zurück und scheinen von diesem zurechtgemachte, sentenciös zugespitzte Aperçus zu sein, von denen es höchst zweifelhaft erscheint, ob sie wirklich in dem Sinne, den ihnen Riemer gibt, von Goethe gemeint sind. Stimmten sie mit seinen Aussagen wirklich überein, so wären sie für seine ganze Napoleonauffassung überaus bezeichnend. „Ausserordentliche Menschen, wie Napoleon,

[1]) Goethes W. Hempel B. 29. S. 115.

[2]) Fischer S. 81. [3]) Goethes Tagebücher Weim. Ausg. B. 3. S. 156. [4]) Goethes Briefswechsel mit Knebel B. 2. S. 288.

treten aus der Moralität heraus. Sie wirken zuletzt wie physische Ursachen, wie Feuer und Wasser."[1]) Diese Worte können doch nur so verstanden werden, dass solche Männer, wie Napoleon, sich über alle herkömmliche Moral hinwegsetzen können. Für diese gilt das allgemeinverbindliche Sittengesetz nicht, sie können sich von ihm frei machen Jedoch soll wiederum Napoleon die Tugend gesucht, also doch die conventionelle Moral angestrebt haben, und als er die nicht gefunden, die Macht bekommen haben.[2]) Nach dieser Riemerschen Mitteilung hätte er also doch ganz unter der Herrschaft des allgemeingültigen Tugendbegriffs gestanden und hätte diesen zu verwirklichen getrachtet. Der Widerspruch wird noch greller, wenn man folgenden Ausspruch dagegen hält: „Da alle Welt über den Egoismus, der jetzt herrsche, Klage führe, so sei Napoleon gekommen, die Menschen uneigennützig zu machen."[3]) Also auch hiernach hätte er die Tugend zu verwirklichen gesucht. So ganz widersinnig und unwahrscheinlich das klingt, der Dichter scheint hier etwas Aehnliches, wenn auch nicht so, wie es Riemer überliefert, gesagt zu haben. Denn auch von Falk wird berichtet, Goethe habe gleich nach der Unterredung mit Napoleon vom 6." October am 14." October geäussert: „Er (Napoleon) kämpft mit den Umständen, mit einem verdorbenen Jahrhundert, mitten in einem verdorbenen Volk. „Lasset uns ihn glücklich preisen, ihn und Europa, dass er bei seinen grossen, ungeheuren Weltplänen selbst nicht verdorben ist."[4]) Der Dichter findet es auch ganz gerechtfertigt, dass der Kaiser einem „Schreier" wie Palm, einem Prätendenten wie d'Enghien eine Kugel vor den Kopf schiessen lässt, um das Publikum, das die Zeit nicht abwarten kann, sondern überall störend in die Schöpfungen des Genies eingreift, ein für allemal durch ein eklatantes Beispiel abzuschrecken. Danach wäre Napoleon in der Tat der Mann, der „aus aller Moralitat heraustreten" darf und muss, nach den vorher citierten Urteilen aber doch wiederum ein Tugendheld mitten in einer verdorbenen Zeit. Ich gestehe, dass ich mir diese Widersprüche nicht auszugleichen vermag. Geradezu unglaublich erscheint nun aber folgendes, angebliche Goethesche Axiom aus dem August 1807, in Riemerscher Formulierung also lautend:[5]) „Es sind zwei Formeln, in denen sich sämtliche Opposition gegen Napoleon befassen und aussprechen lässt, nämlich Afterredung (aus Besserwissen wollen) und Hypochondrie." Der Ausdruck ist nun schon durchaus nicht Goethisch. Bezeichnet das erste das Mangelhafte und Untergeordnete des Intellekts gegenüber dem Napoleonischen grössten Verstand, den die Welt gesehen, so ist das zweite beides zugleich, eine moralisehe und intelektuelle Schwäche. Hypochondrie definiert Goethe selbst als ein Versinken ins Subjekt, eine Unfähigkeit, der objektiven Welt gerecht zu werden. Trübsinn und Melancholie, die doch aber auch darin enthalten sind, Pessimismus und Weltflucht deuten hier wiederum auf einen gewissen Mangel an sittlicher Kraft hin. Es steht also dem intellektuell und moralisch riesenhaft grossen Genius des Kaisers eine Welt von Feinden entgegen, die im Vergleich mit ihm alle insgesamt Schwachköpfe und moralisch gewissermassen nicht

[1]) Biedermann „Goethes Gespräche" B. 2 S. 160ff. [2]) Riemer „Mitteilungen über Goethe." 1841. S. 699f. [3]) Vergl. zu 1, S. 168. [4]) Siegmar Schultze a. a. O. S. 82. [5]) Biedermann „Goethes Gespräche" B. 2. S. 183.

ganz normale Subjekte sind. Dieser Gedanke ist so ungeheuerlich in seinen Folgerungen, er schlägt der einfachen Ueberlegung des gesunden Menschenverstandes so sehr ins Gesicht, dass man ihn nur als eine Riemersche Verdrehung und Entstellung Goethescher Worte charakterisieren kann.

Sehen wir von diesen panegyrischen Lobhudeleien Riemerscher Fabrik ab, die schon durch ihren inneren Widerspruch das grösste Misstrauen erregen müssen, so hat sich unser Dichter in der Zeit bis zum Oktober 1808 über den Mann des Schicksals im Vergleich mit andern Zeitgenossen merkwürdig schweigsam verhalten, soweit dies aus den vorliegenden Berichten und Aufzeichnungen sich erkennen lässt. Diese Zurückhaltung des Urteils ist aber um so auffallender, weil sie eben in die Zeit Napoleonischen Schaffens fällt, wo der Kaiser wirklich in beispiellosen und unerhörten Erfolgen und Taten, deren Glanz kaum durch einen Unfall getrübt wurde, die finstre Glorie einer schier unüberwindlichen Grösse durch die Welt leuchten liess und die grössten Hindernisse mit fast spielender Leichtigkeit überwand. Nach 1808 treten doch immer deutlicher schwere Fehler und Missgriffe hervor. Dem Blicke des Unbefangenen wird es immer klarer, dass es eine Täuschung war, jene fast wunderbaren Leistungen früherer Jahre nur dem Genie des grossen Emporkömmlings zuzuschreiben. Immer sichtbarer tritt es zu Tage, dass der Betrüger, der schlaue Spekulant auf die niedrigsten Instinkte der Menschen, der Glücksritter an dem Riesenbau der Bonaparteschen Gewaltherrschaft den gleichen Anteil haben, wie der wirklich geniale Feldherr und Staatsmann. Und der völlige Zusammenbruch 1814 und dann 1815 zeigt doch sonnenklar, dass jene früheren glänzenden Siege besonders doch auch der Erbärmlichkeit und Zwiespalt, der völligen Unfähigkeit der Gegner zuzuschreiben waren. Wie ist es nun zu erklären, dass gerade in dieser Zeit des Niedergangs Napoleonischer Macht und Herrlichkeit Goethe erst recht mit seiner Bewunderung, seiner fast blinden Schwärmerei offen hervortritt? Welches ist der Zeitpunkt, seitdem diese kritiklose Begeisterung in stärkerer Flut hervorbricht?

Die Quellen der Gespräche und Briefe belehren uns darüber ausreichend. Es ist die Erfurter Entrevue vom 2." und das darauf folgende Ballgespräch vom 6." October. Es lässt sich nicht wegleugnen, hier haben wir das dritte, vielleicht das stärkste Fundament für den Napoleonskultus des grössten deutschen Dichters zu suchen. Man braucht nicht so weit zu gehen, wie Siegmar Schultze, und annehmen, dass sich Goethe sofort nach der Unterredung als einer der grössten Napoleonschwärmer „entpuppt" habe.[1]) Dabei kann man aber doch die grosse, vielleicht Ausschlag gebende Bedeutung der Gespräche für die von nun an offenkundige Anhänglichkeit und Liebe des Dichters zu dem Kaiser einräumen. Wenn Fischer das bestreitet und behauptet, schon im August 1806 sei Goethe Napoleonisch geworden und jetzt mit seiner Anerkennung offen hervorgetreten, also lange vor Erfurt und ohne irgend welche persönliche Einwirkung,[2]) so ist damit das entscheidende Moment für die Entstehung des ganzen Verhältnisses verschoben, vor allem aber diese Annahme, wie wir gesehen haben, nicht ausreichend begründet. Nicht als ob eine starke Hinneigung

[1]) Siegmar Schultze a. a. O. S. 78. [2]) Fischer S. 81.

nicht schon vorher vorhanden gewesen wäre; aber diese Sympathie erschien noch wie ein gedämpftes, verschleiertes Licht. Erst nach den beiden denkwürdigen Tagen bricht sie wirklich in hellen Flammen der Liebe und höchsten Verehrung hervor. Alle Gesprächs- und Briefstellen aus der Zeit nach den so viel besprochenen Unterredungen, und besonders der ersteren ist eine grosse Zahl, spiegeln den gewaltigen Eindruck wieder, den bei diesem Zusammentreffen der beiden „Weltmächte" der Held des Schwertes auf den Helden des Geistes für die Dauer hervorgerufen hat. Aber nicht bloss diese Einwirkung der gesamten Persönlichkeit des Imperators und sein Auftreten dürfen wir in Anschlag bringen: vor allem muss hier auch die ausgesuchte, von dem Kaiser, wie wir annehmen müssen, aufs klügste berechnete und beabsichtigte Hochschätzng in Betracht gezogen werden, die er diesem seinem grossen Zeitgenossen vor allen andern erwies, vielleicht dem einzigen Menschen, der ihm jemals wirklich imponiert hat. Bei allem ausgeklügelten und ganz augenfällig auf den Effekt berechneten Bemühen, einen tiefen Eindruck zu machen und den Beherrscher des deutschen Geistes für sich und seine Zwecke zu gewinnen, darf nicht verkannt werden, dass hier einmal die Anerkennung bei Napoleon nicht bloss heuchlerische Maske war, dass vielmehr wirklich einmal ein impulsiver Ausdruck ernst gemeinter Wertschätzung menschlicher Grösse die Starrheit seiner sonstigen Menschenverachtung durchbrach. Sei dem, wie ihm wolle, ob aus blosser Berechnung oder aufrichtiger Gesinnung, das „voilà un homme" oder „c'est un homme" des Kaisers erreichte seinen Zweck vollständig.

Die am 12." October erfolgende Verleihung des Ordens der Ehrenlegion muss den Dichter, wie es wohl keines besonderen Hinweises bedarf, noch mehr an den Kaiser gefesselt haben. Wenn aber Fischer[1]) in dem von ihm beigebrachten Dankschreiben Goethes an den Grosskanzler der Ehrenlegion Lacépède vom 12." November sozusagen die ganze Geschichte seines Napoleonskultus in wenigen Worten findet, so muss ich gestehen, dass mir diese Erkenntnis schwer wird. Der erste Satz: „Depuis l'époque où Sa Majesté L'Empereur et Roi étonna le monde par Ses hauts faits, je me sentois pressé d'avouer hautement la Vénération profonde que Ses grandes qualités m'inspiroint," scheint ja auf den ersten Blick zu besagen, dass Goethe Napoleon von seinem ersten Auftreten an richtig geschätzt und vollkommen durchschaut. Dafür haben wir aber, wie oben gezeigt, in den Quellen keinen Anhalt gefunden. Dieser Satz, nach dem tiefen Eindruck der Erfurter Entrevue geschrieben, in einem Dankschreiben für eine hohe Auszeichnung, von einem Hofmann an einen andern und zwar einen kaiserlichen Beamten, braucht durchaus nicht wörtlich aufgefasst zu werden, wie das bei dergleichen einleitenden Wendungen der conventionellen Hofsprache auch sonst nicht üblich ist. Es ist eben ein Ausdruck tiefster Ehrerbietung, nunmehr auch gegenüber dem Protektor des Herzogs. Dass Goethe sich hier als von tiefer Verehrung für die grossen Eigenschaften des Kaisers durchdrungen schon seit dem Beginn von dessen Heldenlaufbahn einführt, mag ja auch durchaus seiner persönlichen Stimmung entsprechen. Jedenfalls hat er ihr aber, wie wir gesehen, wirklich

---

[1]) Fischer S. 110.

nachweisbar bis 1808 nur sporadisch und durchaus nicht mit dem Brustton tiefster Ueberzeugung, wie in diesem Briefe und wie so oft nach dem 6." October 1808, Ausdruck gegeben. Dann hat ihm also doch die persönliche Bekanntschaft mit dem Kaiser erst gleichsam die Lippen gelöst und ihm den Antrieb gegeben, sein Innerstes offen und frei hervorzukehren. Das tut aber der Bedeutung der Entrevue für seinen Napoleonskultus keinen Eintrag. Dass durch sie der gleichsam schlummernde Funken zu hellen Flammen entzündet worden, nur dies behaupte ich, dass der Verehrung des Dichters für den Kaiser aus ihr die stärksten Impulse erwachsen, kann dabei sehr wohl bestehen bleiben. Wenn dann Goethe weiter in dem Schreiben versichert: „Je me sens très heureux de continuer par devoir et par reconnaissance ce que j'avois commencé par l'impulsion de sentiment", und nun Pflicht und Erkenntlichkeit als weitere Motive neben dem Antrieb des Gefühls für seine Verehrung hervorhebt, so beweist das nur für meine Behauptung, wie ausserordentlich stark die Zusammenkünfte und in ihrem Gefolge die Ordensdekoration auf seine Empfindungen gegenüber dem Kaiser und nunmehrigem Protektor eingewirkt haben.

Goethe war nun in der Tat ganz im Banne der mächtigen Persönlichkeit, gleichsam eingenommen und bezaubert für's ganze Leben. In den zahlreichen Brief- und Gesprächsstellen, wo er sich über die Unterredung auslässt, klingt bis an sein Lebensende der tiefe Herzenston der Freude und Genugtuung darüber an, dass der Grösste seiner Zeit ihn gleichsam neben sich hatte gelten lassen, als der Mann des Schwertes dem Genius des deutschen Dichters gehuldigt. „Napoleon, der den ganzen Continent erobert, findet es nicht unter sich, sich mit einem Deutschen über die Poesie und die tragische Kunst zu unterhalten, einen artis peritum zu consultieren."[1]) Dass Goethe in der Tat wie berauscht von dieser Unterredung ging, zeigt uns der von Siegmar Schultze herausgegebene Falksche Bericht über das älteste Gespräch Goethes betreffend die Napoleonunterredung.[2]) Es ist vom 14." October 1808, hat also schon 8 Tage nach dem zweiten, dem Ballgespräch im Weimarer Schlosse, stattgefunden und ist von Falk am Abend desselben Tages niedergeschrieben worden. Er enthält eine Charakteristik und Beurteilung des Kaisers durch seinen grössten Freund, die hinsichtlich der Schärfe der Auffassung und durch ihre tief dringende, grosszügige, das innerste Wesen klar enthüllende Zeichnung von besonderem Interesse ist. Doch soll das in anderem Zusammenhange eingehendere Berücksichtigung finden. Dort wird auch auf den Inhalt der Gespräche, die Berichterstatter und ihr Verhältnis zu einander, sowie auf die Gesamtheit aller hier in Betracht kommenden literarischen Fragen des näheren eingegangen werden. Was Goethe persönlich in Briefen und Gesprächen zum Inhalt der Unterredungen bis an sein Lebensende beigebracht, wie tief, entscheidend und dauernd diese nach dem Zeugnis aller dieser Stellen sein ganzes Verhältnis zu dem Kaiser beeinflusst, das soll dann

---

[1]) Biedermanns Gespräche B. 2. S. 320. Zwar auch von Riemer unterm 3. 7. 1810 berichtet, aber anscheinend zuverlässiger, als die sonstigen Goetheaussprüche Riemerscher Fabrik.

[2]) Siegmar Schultze a. a. O. S. 78ff.

im Anschluss hieran ausgeführt werden. Schliesslich soll dann ein Gesamtbild Napoleons, wie es sich in des Dichters Vorstellung reflektierte, aus der Summe aller Aussprüche und Urteile nach dem 6." October 1808 konstruiert werden, wobei nicht unterlassen werden soll, dieses Bild auf seine geschichtliche Wahrheit und innere Berechtigung zu prüfen.

